# INNER-AFRIKA

VON

HENRY DRUMMOND.

Herbert Meyer
1891.

# Inner-Afrika.

# Inner-Afrika.

## Erlebnisse und Beobachtungen

von

Henry Drummond.

Mit einer Karte und zehn Abbildungen.

Zweite Auflage.

Viertes Tausend.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1891.

# Vorwort.

Die Literatur hat das Reisen mit einer netten Abgabe belegt, sie erwartet von jedem, der sich eine Zeit lang in unzivilisierten Gegenden umgetrieben hat, daß er seinen Koffer voll Merkwürdigkeiten auspacke und seine Rückkehr in die Welt der Kleider durch einen mehrbändigen Bericht verherrliche. Das nenne ich eine zu hohe Besteuerung, und es liegt in der Natur der Sache, daß sie allmählich verringert werden muß; mittlerweile bin ich bereit mich mit etwaigen Gläubigern dahin abzufinden, daß ich ihnen das Ergebnis einer langen Reise in einem kurzgefaßten Buche vorlege.

Große Reisewerke haben ihre Zeit gehabt, aber auch die bescheidene Beschreibung eines fernen Landes, die nicht mehr unternimmt, als das große Ganze mit leichter Hand zu skizzieren und nur ebenso viel zu er-

zählen, daß der Leser warm wird, hat ihre Berechtigung, sie kann allen denen ein Bild entrollen, die außer Atem kämen, sollten sie die berühmteren Forscher auf ihren Zügen begleiten. Drei Kapitel sind naturwissenschaftlichen Dingen gewidmet, und wenn der Staub der Gelehrsamkeit nicht allzu tief auf denselben ruht, so wird der Fachmann Nachsicht üben zugunsten eines fleißigen Publikums, das sich's Mühe kosten läßt seine Bildung auf der Höhe der Zeit zu halten, und dessen guten Willen man nicht mit einem Übermaß von technischem Pomp zurückschrecken muß.

Da übrigens ein Werk dieser Art doch einen ernsten Zweck ins Auge fassen kann, so verhehle ich nicht, daß neben dem bloßen Wunsch, den Leser zu unterhalten und zu belehren, zur Zeit eine besondere Ursache vorhanden ist über Afrika zu schreiben, eine so dringende Ursache, daß ich mir fast Vorwürfe mache, die ernste Frage in so leichter Form zur Sprache zu bringen. Der Leser, dessen Blick auf die der „Herzkrankheit Afrikas" gewidmeten Kapitel fällt, wird bald erkennen, wie not es thut, jenes tiefere und wahrere Interesse am dunklen Weltteil wieder anzufachen, das seit Livingstones Tagen fast eingeschlafen ist. Neuere Reisende sehen in Afrika nur zu oft ein bloßes For-

schungsgebiet; einem Livingstone war es ein Land, das bemitleidet, das befreit werden muß. Und Ereignisse der jüngsten Zeit haben in allen, die ein Herz für Afrika haben, aufs neue den Wunsch geweckt, daß die „eiternde Wunde der Welt" einer gründlichen Behandlung unterzogen werden möchte; Europa hat die Pflicht, da Arzt zu sein.

Die Aussichten sind ernst, dennoch war nie eine bessere Hoffnung für Afrika vorhanden als jetzt; und wer sich die Mühe nehmen will, der Sache näher zu treten, wird erkennen, daß eine Wendung zum Besseren eingetreten ist. Wege sind eingeschlagen, auf denen Hilfe kommen kann. Ein Hauptweg in dieser Richtung hat sich neuerdings vor unsern Augen aufgethan: das offizielle Interesse Deutschlands. Mit der Thatsache, daß seitens der deutschen Regierung eine Aufforderung an England erging, infolge derer englische und deutsche Kriegsschiffe gemeinsam an der afrikanischen Küste zur Befreiung der Sklaven kreuzen, geschah der erste Schritt in dem allgemeinen internationalen Vorgehen, das allein die Rettung Afrikas bewirken kann. Nur sollte es bei diesem ersten Schritt nicht bleiben, und so viel auch damit gewonnen, der endliche große Erfolg wird nicht durch Regierungsbeschlüsse

erreicht werden, offizielles Interesse genügt nicht; die Hilfe, die allein helfen kann, muß vom Volk ausgehen, muß in allgemeiner Teilnahme sich zeigen, in England, Deutschland, Belgien, bei allen Nationen, die ihre Söhne aussenden, um im dunklen Weltteil ihr Glück zu suchen. Gleich einem Archipel weißer Inseln in schwarzem Meer sind europäische Niederlassungen jetzt schon durch ganz Afrika gestreut. In diesen liegt die Hoffnung des Landes! Möchten sie sich ausbreiten als Saatstätten der Kultur, und ein neues Afrika wird dereinst die Frucht sein. Mittlerweile haben wir, die Völker Europas, die Pflicht, dahin zu wirken, daß unsere Kolonieen in der That solche Saat- und Pflanzstätten seien, Mittelpunkte segensreicher Einflüsse — eine jede in ihrem Teil — Lichter in dunkler Nacht. Und die Hauptpflicht unser aller, Männer und Völker, die wir unser Interesse Afrika zugewandt haben, ist die, Sorge zu tragen, daß die Würde, die Haltung, die zeugende Kraft der Kultur nicht geschädigt werde, von der wir so gern reden und die wir einem so großen, für alle Eindrücke so empfänglichen Weltteil bringen wollen.

Es giebt ein europäisches Produkt, das für Afrika gefährlicher werden kann, als der ärgste Araber und Sklavenhändler, das ist der Mann, der kein Herz hat,

der vergißt, daß die Völker Afrikas nur Kinder sind, dessen niedriger Sinn in dem neu erschlossenen Weltteil nur einen Boden sieht für Gewinnsucht, für Ruhmsucht, für Herrschsucht. Das ist nicht der Mann, der nach Afrika soll! Seit die Welt steht, hat nie ein herzzerreißenderer Hilferuf ertönt, als das Gestöhn jener in ihrem Jammer verblutenden Menschenfamilie. Seit Jahrhunderten hat ihr Blut gen Himmel geschrieen, ungerächt. Der notvolle Schrei hat endlich das Ohr glücklicherer Völker erreicht, denen Macht und Größe gegeben ist, nicht um ihrer selbst willen, wohl aber fürs ganze Menschengeschlecht. Wollen wir nicht einander die Hand bieten, Deutsche, Engländer, oder wer wir sonst sind, und der uns anvertrauten Pflicht nachkommen mit dem allerernstesten Bewußtsein unserer Verantwortung?

Glasgow, 1889.

Henry Drummond.

## Vorbemerkung zur zweiten Auflage.

Autorisierte deutsche Ausgabe.

---

„Innerafrika" ist eine wesentlich bereicherte Übertragung des Originals „Tropical Africa" (vierte Auflage, fünfundzwanzigstes Tausend); längere Abschnitte wie das ganze Schlußkapitel sind neu, da und dort ist einzelnes ergänzt worden. Die deutsche Ausgabe ist eine Bearbeitung nicht nur im Sinne freier Übertragung, sondern hauptsächlich darum, weil Professor Drummond im Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Ostafrika sein Buch mit neuen Hoffnungen deutschen Lesern darbietet. Es ist derselbe Henry Drummond, der mit seinem Büchlein „Das Beste in der Welt" in vielen Tausenden deutscher Häuser Eingang gefunden hat und der S. 217 des vorliegenden Buches sagt: „Nächstenliebe ist, was Afrika am meisten fehlt, was Europa ihm bringen soll."

Der zweiten Auflage ist eine Übersichtskarte Ostafrikas beigegeben

April 1891.

D. Übers.

(Verf. von „Gordon, der Held von Khartum".)

# Inhalt.

# Verzeichnis der Abbildungen.

I.

# Der Wasserweg ins Innere von Afrika.

## Die Flüsse Zambesi und Shire.

I.

# Der Wasserweg ins Innere von Afrika.

## Die Flüsse Zambesi und Shire.

---

Drei Afrika kennt unsere Zeit, drei ganz verschiedene Gebiete — Nordafrika, wohin wir unsere Kranken schicken; Südafrika, wohin die Leute gehen, um reich zu werden, und Mittelafrika, das Ziel der Forschung und Abenteuer. Das erste, das alte Afrika des heiligen Augustinus und der Karthager vor ihm, ist aus der Weltgeschichte bekannt; über das zweite, das Afrika der Zulu und der Diamanten, haben zwei Allerweltslehrmeister, Krieg und Geldmarkt, uns aufgeklärt; das dritte aber, das Afrika Livingstones und Stanleys, war bis jetzt auf der Landkarte, wie in unserer Vorstellung nur ein leerer Raum: ein stummberedtes Zeugnis, wie lang dieser geheimnisvolle Weltteil sich in Dunkel gehüllt hat.

In dieses geheimnisvolle Afrika lade ich den Leser ein mir zu folgen. Damit er Mut und Lust gewinne, will ich nur gleich sagen, es ist ein wunderbares Ding um eine

Reise dahin! Es ist eine wunderbare, ganz eigenartige Empfindung, Europa mit seiner Kultur im Rücken zu lassen und in das unbekannte Land vorzudringen, es zu bereisen, allein, und zu Fuß, Meile um Meile, monatelang, umgeben von fremden Vierfüßlern und Vögeln, Pflanzen und Insekten, Stämmen von Eingebornen begegnend, die keinen Namen haben, deren Sprache kein Mensch verdolmetschen kann, immer weiter vorzudringen ins verborgene Herz dieses Landes und dahin zu gelangen, wohin noch kein Weißer den Fuß gesetzt hat. Die schwarzen, unverstandenen Menschen, halb Tiere, halb Kinder, ganz Natur und zwar heidnische Natur, umgeben den Reisenden wie ein Schattenspiel; er sieht, staunt und kehrt zurück in den Bereich der Gesittung, Kopf und Herz erfüllt von den neugewonnenen Eindrücken, den ungelösten Fragen dieser seltsamen Welt. Es ist mehr als interessant dies gesehen zu haben, es ist tief belehrend und verleiht einen neuen Einblick in die Bedeutung und Geschichte des Menschengeschlechts. Dort gewesen sein, heißt vor Menes gelebt haben, die Morgendämmerung menschlicher Entwickelung beobachtet haben. Die großen ethischen und sozialen Fragen des Lebens, der Völker- und Menschenkunde, ja selbst der Religion, treten einem hier in ganz ungeahntem Licht vor die Seele.

Am längsten Tag eines unlängst vergangenen Sommers — mitten im tropischen Winter also — verließ ich London. Eine lange Eisenbahnfahrt durch Frankreich, die Schweiz und Italien bringt den Reisenden in zweimal vierundzwanzig Stunden nach Brindisi. Hier schifft er sich nach

Alexandrien ein. Von dort eilt er quer durch Ägypten, über den Nil und über das Schlachtfeld von Tel-el-Kebir ans Rote Meer. Durch glühende Hitze bei Tag und Nacht trägt ihn der Dampfer nach Bab-el-Mandeb. Schiffwechsel zu Aden. Und nach demütigenden Erfahrungen von seiner Seeuntüchtigkeit in den Passatwinden schätzt er sich glücklich, in Zanzibar wieder festes Land unter den Füßen zu haben.

Zanzibar ist der Ausgangspunkt ostafrikanischer Unternehmungen. Wohin auch immer der Weg ins Innere führen soll, er nimmt in Zanzibar seinen Anfang. Orientalisch in seiner äußeren Erscheinung, mohammedanisch in der Religion und arabisch in der Moral, ist dieses gottlose Nest so recht eine Hauptstadt für den dunklen Weltteil. Zanzibar ist aber darum ein wichtiger Ort, weil es die einzige Stadt an der ganzen Küste ist. Der Reisende bedarf einer ungeheuren Ausrüstung, ehe er es wagen kann, in ein Land vorzudringen, wo fast nichts zu haben noch zu kaufen ist, und nur in Zanzibar kann er seine Karawane bilden. Elfenbein- und Sklavenhandel haben die Karawane zu einem Gewerbe gemacht, und alles nur denkbar Nötige, von der Blechbüchse mit Sardellen an bis zu dem Repetiergewehr, ist in den Bazaren hier zu haben. Hier auch versammeln sich die schwarzen Taugenichtse, die Lastträger, die jeder Reisende verwünscht, und ohne die er doch nicht sein kann, der Abschaum ehemaliger Sklavenhorden und Strafflüchtige aus allen Stämmen. Mögen die Aussagen von Afrikareisenden in manchen Dingen noch so verschieden sein, darüber sind alle einig, daß es nirgendwo auf der Welt trägere, häß-

lichere, dümmere oder schlechtere Kreaturen giebt als die Lastträger von Zanzibar. Ich kann ihnen nur eine empfehlenswerte Eigenschaft nachrühmen: sie verdingen sich mit der größten Bereitwilligkeit; der Viktoria Njansa oder die große Reise nach dem Tanganjikasee ist ihnen nicht mehr als einem Chamounixführer der Jardin. Aber diese auffallende Nichtachtung der in Aussicht stehenden Beschwerlichkeiten kommt nur daher, daß jeder seinen Kontrakt in der stillen Hoffnung eingeht, bei der ersten Gelegenheit davonzulaufen. Wäre es nur, um die Notwendigkeit zu vermeiden, diese Perlen der Menschheit in seinen Dienst zu nehmen, Monat für Monat in ihrer Gesellschaft zu sein, es mit ansehen zu müssen, wie sie ohne Scham und Scheu alle zehn Gebote übertreten, woran man sie nur hindern könnte, wenn man unter völliger Nichtachtung des fünften seinen Zorn an der ganzen Bande auslassen wollte, so wäre es reichlich der Mühe wert, sich nach einem anderen Weg als dem bisher üblichen nach Innerafrika umzusehen.

Aber es giebt noch ein anderes und weit ernstlicheres Bedenken gegen die Zanzibarstraße. Stanley schlug diesen Weg ein, als er auszog, um Livingstone zu suchen, zwei weiße Begleiter hatte er bei sich, er kam ohne sie zurück. Als Cameron Afrika von Küste zu Küste durchreiste, drang er ebenfalls mit zwei Gefährten von Zanzibar aus nach dem Innern vor, ehe er den Tanganjika erreichte, war er allein. Keith Johnston mit zwei Europäern, von der Royal Geographical Society ausgesandt, machte auch Zanzibar zum Ausgangspunkt seines Unternehmens, ehe drei Monate ins

Land gegangen waren, war der tapfere und tüchtige Anführer eine Leiche. Alle diese Expeditionen schlugen denselben verhängnisvollen Weg nach dem Innern ein, und es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß die Hälfte derer, die auszogen, dem Fieber oder Unfällen erliegend, ihre bleichenden Gebeine auf der Unglücksstraße zurückließen. Bisher war dies nicht anders möglich. Der breite Fiebergürtel der Küste war nicht zu umgehen; der todesmutige Reisende nahm sein Leben in seine Hand und ließ es darauf ankommen, ob er durchkam.

Jetzt aber hat er die Wahl. Es giebt einen anderen Weg ins Innere, welcher, obschon nicht gefahrlos, aller Wahrscheinlichkeit nach die große östliche Eingangsstraße nach Innerafrika werden wird. Dieser Weg sei kurz beschrieben.

Afrika ist ein großes unregelmäßiges Dreieck. Es hat keine Halbinseln, fast keine Inseln und wenig Buchten. Drei große Wasserstraßen aber, drei mächtige Flüsse, die das innerste Herz des Weltteils mit den drei Seiten verbinden, sind für die schwache Küstengliederung von der Natur als Ersatz bestimmt. Nordwärts zieht der Fluß der Vergangenheit durch Ägypten „wie ein ernster Gedanke durchs Traumland", sagt Leigh Hunt; gegen Westen der Fluß der Zukunft, der nicht minder geheimnisvolle Kongo; gegen Osten der noch wenig bekannte Zambesi.

Die allgemeine Oberflächenform dieses großen Weltteils ist leicht zu übersehen. Von der Küste an erstreckt sich eine ausgebrannte, Fieberluft atmende Niederung in ununterbrochener Eintönigkeit, zwei-, drei-, vierhundert Kilometer landein. Dann führen allmählich ansteigende Gebirge auf

ein sechs- bis neunhundert Meter hohes Tafelland, und dieses, etliche hundert Kilometer weiter, bildet den Übergang zu einem zweiten Tafelland von etwa der doppelten Höhe. Dieses zweite, zwölf- bis fünfzehnhundert Meter hohe Plateau deckt sich so ziemlich mit Zentralafrika. Es trifft übrigens die Benennung Tafelland oder Plateau nur im großen Ganzen zu; der Reisende, der das Hochland erstiegen, sieht ringsum Berge, Thäler, Ebenen vom gewöhnlichen Gepräge und stark bewaldet.

Die Natur hat, wie gesagt, jeder der drei Seiten Afrikas einen mächtigen Fluß geschenkt. Wer von Zanzibar etliche hundert Seemeilen südwärts der Küste entlang fährt, erreicht die Mündung des Zambesi. Livingstone fuhr einmal diesen Fluß hinauf und entdeckte etwa hundertundfünfzig Kilometer landein einen von Norden zwischen den Bergen herfließenden Nebenfluß. Der große Forscher war nicht der Mann, der eine neue Möglichkeit, ins Innere von Afrika zu gelangen, unbeachtet gelassen hätte. Er verfolgte diesen Fluß und erreichte nach vielen und mühseligen Tagen einen gewaltigen Binnensee. Dieser Fluß ist der Shire, und der See, von dessen Existenz kein Mensch eine Ahnung hatte, der Njassa. Der Njassa aber ist fünfhundert Kilometer lang und bildet mit dem Zambesi und dem Shire die eine große Möglichkeit zur Erschließung Ost-Zentralafrikas, eine Wasserstraße von der Küste ins Innere. Aber das ist nicht einmal alles. Etwa dreihundert Kilometer vom oberen Ende des Njassa vervollständigt ein zweiter, mächtigerer See die Verbindung. Der Tanganjikasee ist an siebenhundert Kilometer lang.

Zwischen den beiden Seen liegt eine kühle, gesunde, leicht zugängliche Hochebene, die dem vordringenden Forscher kein physisches Hindernis bietet. Der Viktoria- und der Albert Njansa sind auf diese Art leichter, gefahrloser und ebenso rasch zu erreichen, als auf dem Landweg von Zanzibar aus. An einer Stelle dieser neuen Linie befindet sich der Reisende überdies in nur geringer Entfernung von jener anderen großen Wasserstraße, die stets als die Hauptverbindungslinie Innerafrikas gelten wird. Die Wasserscheide des Kongo liegt auf der Njassa-Tanganjika-Hochebene. Dies ist die großartige, von der Natur selbst gebotene Verkehrsstraße, von welcher die Zukunft Ost-Zentralafrikas im wesentlichen abhängen wird.

In zehn Tagen bringt der langsame Zanzibardampfer den Reisenden zur Zambesimündung. Die derselben gegenüberliegende Barre ist übel beleumundet; der Hafen befindet sich in der Einfahrt eines kleinen Flusses, der sich in einiger Entfernung nördlich in den Indischen Ozean ergießt und dessen oberer Lauf nicht sehr weit landeinwärts sich fast mit dem Zambesi berührt. Dieser Hafen ist die portugiesische Niederlassung Quilimane. Hier nahm ich Abschied von Dampfer und Zivilisation. Die Shirestraße führt zu einer einsamen Erstlingsmissionsstation der schottischen Landeskirche; weiterhin am Njassa hat eine Schwesterkirche einen Außenposten. Mein Weg führte an beiden Stationen vorüber, und ich war so glücklich, in ein paar jungen Schotten, die der Mission zuhilfe zogen, Reisegefährten zu finden. Weiterhin reiste ich allein. Was bis jetzt für die Erforschung Afrikas ge-

schehen ist, war im allgemeinen die Arbeit einzelner. Es ist nicht jedermanns Sache, solchen Unternehmungen sich anzuschließen; überdies ist das Klima so gefährlich, daß, wo paarweise gereist wird, immer einer den andern zu pflegen hat, was das Vorwärtskommen hindert. Gleichwohl ist das Alleinreisen nicht gerade zu empfehlen. Ein unbeschreibliches Gefühl der Vereinsamung beschleicht einen in den großen, stillen Wäldern; auch giebt es einen Wendepunkt im afrikanischen Fieber — und ohne Fieber kommt keiner durch —, wo in der treusorglichen Hand eines Gefährten die Entscheidung zwischen Leben und Tod liegen kann.

Nachdem wir Quilimane verlassen hatten, war die erste Woche unserer Reise flußaufwärts — der Fluß heißt Quaqua — ein langes Picknick. Wir hatten zwei kleine Ruderschiffe, jedes mit einem sonnendichten Zeltdach versehen; lesend und plaudernd und plänemachend fuhr sich's da prächtig vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Jedes Boot hatte sieben oder acht Ruderer, handfeste Heiden, deren ganze Bekleidung aus einem Taschentuch und etwas Palmöl bestand, wenn man nicht etwa die Mosquitos dazu rechnen will, die ihnen gern auf der glänzenden Haut saßen. Mit Ausnahme der Hafenmündung ist der Fluß nur ein paar Meter breit und von stündlich wechselndem Charakter. Hier windet er sich durch ein Wäldchen von Kokospalmen, des herrlichsten Baumes der tropischen Welt; dort schleicht er träge durch eine sumpfige Mangrove-Niederung, die Heimat des Krokodils und des Flußpferdes, die sich in den schlammigen Lachen wälzten, ohne der vorbeifahrenden Boote zu

achten. Wieder wurden die Ufer grün und anmutig, die hohen, schwanken Gräser spiegelten sich im Wasser, und die ganze Gegend schien ein Vogelrevier; da war der weiße Ibis, der hagere Fischadler, und über ihnen auf niederhängendem Astwerk der prächtig blau und rot gefiederte Königsfischer auf Beute lauernd. Die geschäftsmäßige Miene des letzteren ist beinahe komisch und paßt eigentlich schlecht zu seiner Federpracht. Er ist schön wie ein Märchenbild, und man sollte denken, daß er ein so prosaisches Ding wie ein Ruderboot nicht auf hundert Schritte an sich herankommen ließe, ohne die farbenglühenden Schwingen sonnenwärts zu entfalten und im ewigen Blau zu verschwinden. Fällt ihm nicht ein. Da sitzt er voll Freßgier, keinen Blick von der erhofften Beute abwendend, was geht ihn ein Ruderboot an, ob das erregte Wasser ihm auch fast ins Gesicht spritzt? Sein größerer Vetter, der schwarz und weiß gefleckte Königsfischer, wenn auch lang nicht so schön, ist viel lebhafter; der rennt am Ufer hin und her, ordentlich mit dem Eindringling kokettierend, läßt einen aber nicht nahe genug kommen zu persönlicher Zwiesprache, und daß man den scheckigen Gesellen einmal richtig vor sich hätte, kommt selten vor.

Man hat ein Auge für dergleichen, denn die Landschaft an sich ist auf jener Flußstrecke nichts Besonderes. Zehn bis zwanzig Fuß Ausblick zu beiden Seiten ist alles, kein Hintergrund, keine Mannigfaltigkeit. Die Ufer bestehen aus einem dichten Mangrove-Dschungel, voll hoher Sumpfgräser und unzähligen Schlingpflanzen, die zwischen dem verworrenen

Baumwuchs ums Dasein kämpfen. Krokodile fanden sich hier in solcher Unmasse, daß man's bald aufgab, sie zu zählen. Sie lagen umher in allen Größen, vom unschuldigsten Baby an, das man in einer Spiritusflasche mit heimnehmen könnte, bis zum ausgewachsenen Tier von der Größe eines Belagerungsgeschützes erster Klasse. Diese scheusäligen, schußfesten Kreaturen halten ihre Siesta in der Mittagshitze, auf dem Bauch liegend, die keilförmigen Köpfe flußwärts gerichtet. Stört man sie, so stürzen sie ins Wasser mit einer Zickzackbewegung, deren Geschwindigkeit aller Beobachtung spottet. Wie sich das erwachsene Krokodil, was die Farbe betrifft, seiner Umgebung anpaßt, ist sehr merkwürdig. Die halbwüchsigen sind gelblich und leichter zu unterscheiden, während es nicht nur eines scharfen, sondern eines ganz besonders geübten Auges bedarf, um der täuschenden Ähnlichkeit zum Trotz in diesem oder jenem knorrigen, schlammbedeckten, am Ufer liegenden Baumstamm die lebendige Greuelform der ausgewachsenen Bestie zu erkennen. Zwischen dem afrikanischen Krokodil und seinem amerikanischen Vetter, dem Alligator, besteht nur ein geringer äußerlicher Unterschied; jenes hat einen längeren Kopf, andere Schuppenordnung, einen Zackenkamm am Unterschenkel, wohlausgebildete Schwimmhäute, und bei vortretenden Fangzähnen ein gleichförmigeres Gebiß.

Ibisse schoß ich fleißig auf dieser Fahrt als Wildpret für unsere Leute, die, wie alle Afrikaner, für Fleisch, gleichviel welcher Art, sehr zugänglich waren.

Wir Weiße hielten uns neben dem Vorrat unserer Blech=

büchsen an ausgemergelte Hühner, die wir uns kochten, wenn die Boote anlegten und wir ein Feuer anzünden konnten. Eier werden von den Eingebornen nie gegessen, sondern stets zu Brutzwecken verwendet; wenn man aber welche kaufen will, dann bringen sie einem mit der größten Bereitwilligkeit ein ganzes Nest voll frischgelegter Ware von der brütenden Henne weg. Solche Versicherungen wurden nachmals im Innern öfter auf die Probe gestellt und erwiesen sich immer als trügerisch. Einmal, als ich mich fern vom Lager befand und recht ausgehungert war, erstand ich ein paar Eier, von einem Häuptling sogar, der mir ernstlich beteuerte, sie seien selbigen Tages gelegt. Ich war so hungrig, daß ich ihm gern Glauben schenkte, obschon ich nur halb traute, und ließ mir sofort die zwei bestaussehenden sieden. Es waren niedliche Küchlein.

Es ist kein Unterschied zwischen Frühstück, Mittag- und Abendessen in Afrika. Es giebt weder Ochsen- noch Hammelfleisch, noch Brot, Mehl, Zucker, Salz, noch irgendetwas, Hühner von Zeit zu Zeit abgerechnet, womit der Europäer seinen Hunger zu stillen vermöchte. Daher seine außergewöhnliche Ausrüstung, er muß seinen ganzen Bedarf mit sich führen. Kein Mensch hat eine Vorstellung davon, was alles in Blechbüchsen zu haben ist, bis er sich zu einer solchen Reise anschickt. Es wird heutzutage einfach alles konserviert, alles nur Denkbare, Verdauliches und Unverdauliches — Fisch, Fleisch, Geflügel, Wildpret, Gemüse, Obst, Suppe, Zwischenessen, Nachtisch, Saures und Süßes. Aber nach zwei, drei Monaten dieser Verköstigung macht

man die Erfahrung, daß es mit der angeblichen Auswahl nicht weit her ist. Die ganze Verschiedenheit dieser einladenden Artikel besteht in der Aufschrift. Plumpudding oder Hummer schmeckt ganz einerlei; und ebenso einerlei ist's, ob man mit süßer Speise anfängt und mit saurer aufhört, oder umgekehrt. Nach sechs Monaten ist man zu allem fähig und würde selbst die Blechbüchsen geduldig schlucken, wenn sie sich nur schlucken ließen. Büchse und Inhalt, was Schmackhaftigkeit betrifft, wären gewiß dasselbe.

Nach einer allzu rasch vergangenen Woche ließen wir die Boote hinter uns. Ein paar Hütten standen nicht weit vom Ufer, und es gelang uns, eine kleine Schar furchtsamer Eingeborner für unsern Dienst anzuwerben. Mit diesem Gefolge durchzogen wir eine Niederung, die sich als eine Landenge zwischen zwei Flüssen erwies, denn ein einstündiger Marsch brachte uns unverhofft ans Ufer des Zambesi. Da stand ein einsames Blockhaus, und vor demselben ankerte der kleine Dampfer der African Lakes Company, der uns den Shire hinaufbringen sollte. Es ist nicht sowohl die Gegend als die Gedankenverbindung, die einem hier die Stimmung beeinflußt. Wir sind achtzig Kilometer von der Mündung des Flusses entfernt, das anderthalb Kilometer breite Gewässer ist seicht und trüb, die niederen, sandigen Ufer wimmeln von Krokodilen und Wasservögeln. Die große Deltaebene mit ihrem sonnenverbrannten Riedgras und dürftigen Baumwuchs zieht sich weithin am Horizont, Gluthitze ringsum, der Himmel auf Monate hinaus ein eintöniges Blau, kein ehrliches, klares Blau, wie das des nordischen Himmels,

sondern ein dumpfes Blau, ein verdächtiges, fiebergesättigtes Blau, denn die Hitze ist groß und die Einbildungskraft noch größer, auch ist der Zambesi kein Freund des Europäers, und die Gegend voll trauriger Erinnerung.

Sollten wir doch die Nacht in nächster Nähe des Ortes verbringen, wo Livingstones Gattin aus der Welt schied. Gegen Abend kamen wir zur Stelle: eine niedere, zerfallene Hütte, kaum hundert Schritte vom Ufer entfernt. Eine breite Veranda umgab das bröckelnde Gemäuer. Ein überwucherter Fußweg führte zur Thüre, die frische Spur eines Flußpferdes ließ erkennen, wie vernachlässigt der Ort ist. Die Thüre war nur angelehnt, wir betraten einen langen, niederen Raum. Der Lehmboden war aufgewühlt und Überreste eines Feuers bekundeten die letzten Eindringlinge. Zur rechten war ein kleines Gemach: kahle, beschmutzte Wände mit scheibenlosen Fenstern und der Aussicht auf den Fluß. Die Sonne, zur Stunde über den fernen Morumballabergen niedergehend, füllte die Stätte mit weichem Abendglanz, und wir gedachten jenes Sonntagabends vor zwanzig Jahren, wo zur selben Stunde in diesem Zimmer Livingstone bei der sterbenden Gattin kniete und den Sonnenuntergang seines Lebens sah.

Ein riesiger Baobabbaum, ein Wunder vegetabilischer Lebenskraft und Üppigkeit, beschattet ihr Grab. Die Abbildung in Livingstones Buch führt uns dasselbe als einen wohlgepflegten, mit schönen Bäumen bepflanzten Ort vor Augen. Jetzt ist's eitel Wildnis, überwuchert von Dschungelgras, den wilden Tieren preisgegeben. An so verlassener

Stätte schlummert Mary Livingstone der Auferstehung entgegen. Den Gebeinen ihres Gatten hat das englische Volk ein ehrenvolles Begräbnis in der Westminsterabtei bereitet, der heldenmütige Forscher hat es reichlich verdient; die Liebe der Gattin aber, die sie zum Sterben an solch einen Ort führte, war auch Heldenmut, und ein beredtes Denkmal erschien mir ihr vernachlässigtes Grab.

Der Zambesi ist der Hauptfluß Ostafrikas und nach dem Kongo, dem Nil und dem Niger der wichtigste Strom des Weltteils. Seine Quelle ist tief im Innern, in der Marschgegend des Dilolosees. Er hat einen Lauf von vielleicht zweitausend Kilometer; genährt durch Zuflüsse aus dem zwischen dem nördlichen Njassa und dem inneren Angola gelegenen Hochland, zieht er wie ein riesig ausgedehntes **S** in zwei mächtigen Bogen ostwärts und entwässert ein Areal von etwa fünfundzwanzigtausend geographischen Quadratmeilen, ehe er seine so weit herrollenden Fluten durch vier große Mündungen in den Indischen Ozean ergießt. Wo er seinen sonst ruhigen Lauf über die Abdachungen der Hochflächen des Innern nimmt, sind's Engen, Stromschnellen und Wasserfälle, welche die Abstufung deutlich erkennen lassen, und wie alle Flüsse Afrikas ist er aus diesem Grund nur streckenweise in Längen von hundertundfünfzig bis dreihundert Kilometer schiffbar. Mittelst Dampfkraft wäre er von der Küste bis zu den Stromschnellen von Kebrabasa zu befahren; von da ab aussetzend bis zu dem unbesiegbaren Hindernis der Viktoriafälle. Oberhalb dieser besteht der Lauf des Flusses weithin nur aus Stromschnellen und Wasserstürzen, dann

aber folgt ein Netz von Nebenflüssen und damit ein Gebiet von Wasserstraßen von zusammen wohl anderhalbtausend Kilometer. Die ausgedehnten Ländereien zu beiden Seiten dieses stattlichen Stromes sind, wie die des Nils, jährlichen Überschwemmungen ausgesetzt, ihre landwirtschaftliche Nutzbarkeit ist daher sozusagen unbegrenzt. Am unteren Zambesi findet sich Indigo sowie die Orseilleflechte, auch die Columbowurzel im Überfluß; Ölsame und Zuckerrohr könnten gebaut werden und zwar in ausreichender Menge für den gesamten europäischen Bedarf. Zur Stunde liegen diese großartigen Möglichkeiten noch fast brach; einsichtsvolle Verwaltung und rührige Privatunternehmung hat sich bis jetzt dort nicht geltend gemacht.

Am folgenden Nachmittag ließ unser kleiner Dampfer den Zambesi hinter sich und fuhr nordwärts in eine ansehnliche seeartige Ausbuchtung ein, die Mündung des Shire. Dieser Nebenfluß des Zambesi ist weniger breit, aber tiefer als der Hauptstrom, daher besser zur Schiffahrt geeignet. Auch wird die Landschaft immer schöner, je näher die Berge der äußeren Hochebene heranrücken. Die seltsamen Menschengestalten, die fremdartigen Tiere an den Ufern bieten dem Beschauer ein reiches, wechselvolles Interesse. Flußpferde mit ihren wenig musikalischen Leistungen kamen uns nächtlicherweile nur allzu nahe. Tagsüber sah man an den Ufern Elefanten, Büffel und allerlei Wild, großes und kleines. Den Elefanten in seinem angestammten Revier zu sehen, ist ein interessanter Anblick! Ein Menagerie-Elefant hat immer etwas Tolpatschiges, als ob ein so großes Tier ein Miß-

griff der Natur wäre; diese Unbeholfenheit verschwindet aber ganz, wenn man ihn bei sich zuhause sieht, da erscheint er so beweglich wie eine Katze, und man gewahrt mit Staunen, wie natürlich der wandelnde Koloß in seiner Umgebung sich ausnimmt, ja daß er so gut zu den riesigen Gräsern dort paßt, wie ein Hase in die Kleeäcker Europas. Es war übrigens ein Glück, daß wir Elefanten überhaupt hier zu sehen bekamen; ich bezweifle, ob diese Tiere sonstwo in Afrika so mit Muße und ohne alle Gefahr zu beobachten sind, oder so leicht erreichbar — war ich doch noch der reinste Neuling im Land. Stanley in seiner Livingstone-Expedition war zehn Monate in Afrika, ehe er einem Elefanten begegnete, und Joseph Thomson auf seiner langen Reise an den Tanganjika und zurück sah nicht einen einzigen. Es wird erzählt, daß niemand nach Amerika fahre, ohne unterwegs einmal einen Walfisch zu Gesicht zu bekommen, für dessen Erscheinen die atlantischen Schiffahrtsgesellschaften pünktlich Sorge tragen; ich erkläre hiermit, daß unsere Shire-Elefanten keiner derartigen Beihilfe bedurften.

Daß die Existenz des afrikanischen Elefanten nur eine Frage der Zeit ist, unterliegt keinem Zweifel. Es ist zu beklagen, daß ein so kluges und gutgeartetes Geschöpf auf dem Aussterbeetat steht; müßte nicht vielmehr ein Tier, das eine solche Kraftfülle darstellt, der Zivilisation dienstbar gemacht werden? Die hindernden Ursachen sind indes nicht weit zu suchen. Die Zähmung des afrikanischen Elefanten ist noch nie wirklich gelungen, er ist daher unbrauchbar als Arbeitskraft. Als eine Quelle des Reichtums hingegen,

nämlich des Elfenbeins, ist er nur zu ergiebig. Der Preis des Elfenbeins beträgt gegenwärtig zehn oder zwölf Mark das Pfund. Das Durchschnittsgewicht eines Elefantenzahnes ist zehn bis fünfzehn Kilo, und beim afrikanischen Elefanten sind Männchen und Weibchen mit den kostbaren Zähnen ausgestattet. Der Wert des Elefanten liegt somit im Gewicht seiner Zähne. Daß ein Zahn vierzig Kilo wiegen kann, davon habe ich mich öfter mit eigenen Augen überzeugt; der Elefant war in diesem Fall an zweitausend Mark wert. Eine Herde dieser Tiere ist einfach eine Goldgrube. Die Versuchung, den Elefanten um des Elfenbeins willen zu opfern, ist daher groß, und je seltener er wird, um so energischer wird man Jagd auf ihn machen. Das ist traurig; trotzdem kann man Afrika nichts Besseres wünschen, als daß der letzte Elefant der Kugel des Elfenbeinjägers in Bälde erliegen möchte. Elfenbein bedingt zur Zeit abnorme Zustände in Afrika. Dieser eine Artikel ist so überaus geschätzt, daß keines der anderen natürlichen Erzeugnisse des Landes daneben aufkommt, denn niemand im Innern wird sich's viel Mühe kosten lassen, aus den normalen Produktionsquellen zu schöpfen oder irgendeine der rechtmäßigen industriellen Möglichkeiten des Landes auszubilden, so lange es Elefantenzähne giebt. Aber dies ist nicht alles: an allem Elend in Afrika — und die Mißstände sind groß — ist mindestens zur Hälfte das Elfenbein schuld; und das nicht etwa der allgemeinen Thatsache wegen, daß Handel und Wandel darunter leidet, wenn der Wert eines Artikels lediglich ein spekulativer ist, noch auch deshalb, weil jede

Quelle großen Geldgewinns eine Quelle der Versuchung, der Habgier und möglicher Kriege ist, das vielmehr ist das Übel, daß durch die Elfenbeinjagd gewissenlose Menschen, besonders Araber auf die allerschädigendste Weise mit den Eingebornen in Beziehung gebracht werden, sie stets nur in einer und zwar der allerniedrigsten Richtung beeinflussen, sie immer verderbter zurücklassen, als sie sie finden, nämlich habgieriger und geriebener und weniger zugänglich für ehrlichen Verkehr, wie überhaupt für die Annäherung der Kultur. Aber auch damit ist nicht alles gesagt. Für jeden Elefantenzahn, den der arabische Händler auftreibt, braucht er einen Sklaven, sei's nun, daß er einen solchen kauft, borgt oder stiehlt, der ihm die wertvolle Beute bis zur Küste schleppt. Sklaverei im gewöhnlichen Sinn, d. h. erzwungener Dienst, ist schlimm genug; was aber ist von den Sklavenjagden zu sagen, was von dem Sklavenmarsch mit seinen ungeahnten Greueln, an deren Ausübung fast nur die Elfenbeinsucht schuld ist? Aus diesem Grunde wird die Ausrottung der Elefanten ein großer Schritt vorwärts sein in der erhofften Abschaffung des Sklavenhandels. Der Elefant ist ein wertvoller Besitz Afrikas, aber sein völliges Verschwinden wird des Landes Gewinn sein.

In Reisebeschreibungen werden Häuptlinge nicht selten Könige genannt, ihre Weiber natürlich Königinnen, und ihre Lehmhütten womöglich Residenzen. Nachdem ich aber meinen ersten Häuptling in seinem Hofstaat gesehen, war mir klar, daß ich vom eingebornen Königtum eine ganz falsche Ansicht hatte; daran waren die gelesenen Bücher schuld. Ich

überlasse es dem Leser, sich eine Vorstellung von Chipitulas königlichem Glanz zu machen — und Chipitula war ein großer Häuptling, dem der ganze Shiredistrikt unterthan war —, wenn er erfährt, daß der Galaanzug dieses Monarchen, als ich meine Aufwartung machte, fast nur in einem Paar Hosenträger bestand. Ich machte diesen König glücklich, als ich ihm eine rote Reisemütze und ein paar Messingknöpfe schenkte. Der arme Chipitula konnte dieser Schätze aber leider nicht lange mehr froh sein. Ich erwähne die Geschichte als ein Beispiel dessen, was sich tagtäglich in Afrika ereignet. Ich sah ihn noch einmal, als ich auf meiner Rückreise wieder des Weges kam. Er hatte mir ein Leopardenfell versprochen gegen gewisse abgetragene Gegenstände meines Kleidervorrates. Er gab mir auch ein schönes Fell, und ich bedeckte nach Kräften seine Blöße; wir schieden als die besten Freunde. Wenige Tage später kam ein anderer Weißer gezogen, ein Händler, der einzige, der bis jetzt so unternehmend war, in Ost-Zentralafrika Handel zu treiben. Ein gutes Geschäft mit Chipitula abzuschließen war vielleicht nicht ganz so leicht, als er sich vorstellte; sie gerieten einander in die Haare, und von Zorn übermannt zog der Händler seine Pistole und schoß den Häuptling tot. Natürlich erlag er sofort den Spießen von Chipitulas Gefolge, und alle seine Lastträger teilten sein Schicksal, so gebot die afrikanische Etikette. Gesetze giebt es keine in Afrika, man kann jeden totschlagen, der sich totschlagen läßt, und es geht niemand etwas an.

Als wir wieder ans Land stiegen, war's abermals ein Grab, das wir aufsuchten; des weißen Mannes Wall-

fahrtsstätten in diesem Lande sind bis jetzt meist tragischer Art. Vor etlichen Jahren wurde der Bischof Mackenzie mit einigen Missionsbrüdern von den englischen Universitäten ausgesandt, um in den Fußstapfen Livingstones eine Mission zu gründen. Sie kamen hierher; einen nach dem andern überwältigte das Klima, die meisten starben. Als der Bischof begraben war, wurde die Station aufgegeben und die wenigen Überlebenden kehrten nach England zurück. Auf einem von Flußpferden zerstampften Ried am Ufer des Shire — die Stelle ist mit einem einfachen eisernen Kreuz bezeichnet — liegt der erste von drei Heldenbischöfen, welche für Innerafrika in den Tod gegangen sind.

Ich nannte den Shire eine Wasserstraße, die ins Innere Ostafrikas führt. Dieselbe hat eine Unterbrechung; nach fünf bis sechs Tagen erreichten wir Stromschnellen, denen kein Dampfboot gewachsen ist. Es sind die Murchisonfälle — Livingstone hat sie so benannt —, eine Strecke von etwas über hundert Kilometer, die zu Land umgangen werden muß. Halbwegs auf dieser Strecke, d. h. ziemlich landein, östlich vom Fluß, befindet sich die erste europäische Niederlassung in Ost-Zentralafrika: die Missionsstation Blantyre. Und dahin wandten wir unsere Schritte, nachdem wir einen Trupp von etwa hundert Eingebornen durch das Versprechen von anderthalb Meter Baumwollenzeug für den Mann zur Beförderung unserer Lasten vermocht hatten. Schon bei diesem ersten Versuch lernten wir die charakteristischen Annehmlichkeiten afrikanischen Karawanenverkehrs kennen Die Nacht überfiel uns, ehe wir dem Ort unserer

Bestimmung nur um die Hälfte näher gekommen waren. Es war unsere erste Nacht im Busche, und eine selbst für Afrika ungewöhnliche Überraschung wurde uns zuteil. Um Mitternacht weckte uns das Geschrei unserer um uns her liegenden Leute. Die Wachtfeuer waren niedergebrannt und ein Löwe ins Lager gesprungen; den ersten besten der Schläfer erfassend, schleppte er ihn im Dunkel davon, als das Geschrei erscholl, und er seine Beute fahren ließ. Er kehrte noch zweimal zurück, und wir Weiße mußten mit geladenem Gewehr bis zum Morgen einander ablösen. Das aber war ein Ausnahmefall, denn vorausgesetzt, daß ein gutes Feuer brennt, kann man meist überall in der tropischen Wildnis ohne Furcht vor nächtlichen Angriffen die müden Glieder auf der Matte strecken. An Löwen ist indes kein Mangel in jener Gegend, sie bringen einem ihr schauerliches Morgenkonzert so sicher, als die Sperlinge bei uns in der Frühe zirpen.

Gegen Abend des folgenden Tages hielt unsere Karawane ihren Einzug in Blantyre. Dem Eindruck, den diese prächtige und interessante Missionsstation auf mich machte, kann ich nicht in Worten gerecht werden. Wenn aber irgendjemand wissen will, was verständige Missionsarbeit aus den Kindern Ostafrikas machen kann, dem empfehle ich einen Besuch in Blantyre; Clement Scott ist der Name des Missionars, und er hat etliche tüchtige Gehilfen. Oder wenn jemand wissen will, was die Kultur für Material am Durchschnittseingebornen, was die Zivilisation für Aussichten in Afrika hat, der nehme die dortigen Missions-

plantagen in Augenschein oder besuche die Pflanzungen der Herren John und Frederick Moir zu Mandala oder der Gebrüder Buchanan zu Zomba. Und wenn derselbe noch nie in der Lage gewesen sein sollte, ganz und gar auf die hilfreiche Liebe seines Nächsten angewiesen zu sein, so möge das afrikanische Fieber gerade dann ihn niederwerfen, wenn er an einem der genannten Orte Einkehr hält, dann wird er erkennen, daß wahrer Brudersinn und sich selbst vergessende Treue auch in Afrika eine überwindende Macht sind.

## II.

# Das Gebiet der ostafrikanischen Seen.

## Der Shirwa und der Njassa.

II.

# Das Gebiet der ostafrikanischen Seen.

## Der Shirwa und der Njassa.

---

Als Livingstone im Jahre 1859 das Shirehochland bereiste, entdeckte er einen großen See, den Shirwa, der heute noch fast unbekannt ist. Er liegt gegen Osten und ist von einer Bergkette eingeschlossen, deren hohe Kuppen und Gipfel von den Hügeln bei Blantyre sichtbar sind. Ich dachte, es möchte ein lehrreicher, daher geeigneter Anfang meiner afrikanischen Wanderzüge sein, ein paar Tage seiner Erforschung zu widmen, und so machte ich mich eines Morgens auf den Weg, begleitet von zwei Mitgliedern der Blantyre-Mission und einem kleinen Gefolge von Eingebornen. Wir steuerten nordostwärts. Zwei Tage, ehe wir den Wasserspiegel zu Gesicht bekamen, bemerkten wir, daß wir uns bereits im ehemaligen Seebette befanden. Obgleich jetzt bewaldet, so sind doch Beweise genug vorhanden, daß der ganze weite Landstrich einst unter Wasser war und zwar noch zu verhältnismäßig später Zeit. Es ist anzunehmen, daß der

Shirwasee sich vormals bis in die Nähe von Blantyre erstreckte. Als wir das Seeufer erreichten, kam ein uraltes Häuptlingsweib auf uns zu, das uns erzählte, wie vor langen Jahren ein weißer Mann ihr Dorf besucht und ihr ein Stück Kattun geschenkt habe. Das kann niemand anders als Livingstone gewesen sein; sie schien ihm ein gutes Andenken bewahrt zu haben. In der That, wo man auch immer in Afrika auf David Livingstones Fußstapfen stößt, atmet man den Wohlgeruch seines Namens.

Das Wasser des Shirwa ist brack und ungenießbar; für Wild, großes und kleines, scheint der Salzgeschmack indessen einen besonderen Reiz zu haben, denn nirgends sah ich solch prachtvolle Herden, vornehmlich der größeren Tiere, als hier. Das Zebra war besonders zahlreich, und so wenig sind diese Tiere es gewohnt, gestört zu werden, daß es nur geringer Sorgfalt bedurfte, ihnen ganz nahe zu kommen. Es mag sonderbar klingen, aber ich meine, daß es unter den größeren Tierarten nichts Gefälligeres auf der Welt giebt als das Zebra. In der Nähe gesehen ist sein gestreiftes Fell fast so schön wie das des Tigers, während seine Gestalt und Bewegung in jeder Hinsicht schöner sind. Sein Gang ist allerdings weniger anmutig als der mancher Gattungen von Antilopen und Rehen, die sich neben ihm äsen, und man kann nie ganz vergessen, daß das Zebra in wissenschaftlicher Hinsicht eben doch nur ein Esel ist; trotzdem muß zugegeben werden, daß dieses gewandte und ansehnliche Tier bis jetzt ein nur halbgewürdigtes Geschöpf ist.

Mit nicht geringem Erstaunen entdeckten wir in dieser

fast ganz unbewohnten Gegend einen Fußpfad am Ufer hin, und zwar einen allem Anschein nach fleißig benutzten Fußpfad, so daß klar war, wir waren hier auf einen Hauptverkehrsweg gestoßen; die Spuren waren so zahlreich und so frisch, daß eine bedeutende Horde Menschen erst kürzlich hier durchgekommen sein mußte. Es dauerte auch nicht lange, so entdeckten wir den Zweck dieses Pfades; es war eine der Marschrouten der Sklavenjäger. Anzeichen dieses Greuelwesens kamen uns nur allzu bald zu Gesicht; ja, daß zur Stunde eine Sklavenkarawane nicht weit sein konnte, schlossen unsere eingebornen Führer aus allerlei Merkzeichen, wie aufgehäufte Steinchen und frischgeschnittene, in den Boden gesteckte Zweige, die da und dort gleichsam als Feldtelegraphen am Wege ersichtlich waren. Wir befanden uns in der That zwischen zwei Abteilungen der Karawane und die Steinchen und Zweige waren Signale zwischen Vortrab und Nachhut. Unsere Leute waren äußerst bestürzt ob der Entdeckung und wären keinen Schritt weiter gegangen, hätten wir ihnen nicht versprochen, uns jeglicher Einmischung zu enthalten, wozu wir übrigens einfach gezwungen waren, wollten wir nicht Mord und Totschlag für uns selbst und Sklaverei für unser Gefolge herbeiführen. Am andern Morgen sahen wir das Sklavenlager von einer Anhöhe aus und beobachteten den Aufbruch der Karawane, der aneinander gekoppelten Menschenware, zum Marsch nach der fernen Küste, welche viele von den Hunderten, die wie Vieh von dannen getrieben wurden, nie erreicht haben werden, davon zeugen die modernden Gebeine längs dieser Schandwege.

Es war die Rede von einem Fußpfad, ich muß dieses Wort dem Leser im afrikanischen Sinn erklären, damit er verstehe, wie in Afrika gereist wird. Trotz aller Reisebeschreibungen unserer großen Forscher, von welchen jeder sein Buch geschrieben hat, haben die wenigsten Leute eine richtige Vorstellung von dieser einfachen Sache. Die einen glauben, man bediene sich der Ochsenwagen, eine vom Kapland entlehnte, ganz unzutreffende Vorstellung in Innerafrika, wo ein Wagenrad heute noch so neu wäre wie ein Eisbär; andere fallen ins gegenteilige Extrem und meinen, der Forscher komme nur mit dem Kompaß in der Hand vom Fleck, daß er, die Linie des Bienenflugs für seinen Zweck einhaltend, seine Karawane durch die Urwälder steuere, wie ein Schiff durchs pfadlose Meer. Es mag daher die einen und die anderen erstaunen, zu vernehmen, daß kein Afrikareisender seinen Entdeckungszug ohne Richtwege zu machen braucht; er wird ab und zu in weg- und stegloser Wildnis sein, aber immer wieder seinen geraden Pfad finden. Kein Land in der zivilisierten und unzivilisierten Welt ist wohl besser mit Fußwegen ausgestattet als dieses von keinem Vermessungsbureau aufgenommene Festland. Dorf ist mit Dorf verbunden, jeder Stamm mit seinem Nachbarstamm und darum mit allen anderen. Des Reisenden Kunst besteht darin, in dem großen Netz der Pfade seinen besonderen Fußweg zu erkennen, sich seiner Richtung bewußt zu bleiben und darauf loszuziehen. Zum Beispiel: er beginnt auf einem Fußpfad an der Zanzibarküste, sein Ziel ist der Tanganjika; in acht Monaten wird er ihn erreichen, es bedarf

nur der Ausdauer. Ein Dorf liefert ihn weiter ans andere, in Zickzacklinien zuweilen, um natürliche Hindernisse zu umgehen, oder, was seltener ist, feindliche Stämme; er braucht aber nie in Urwäldern herumzuirren, nie ganz und gar nur auf die Sterne zu vertrauen, nie den getretenen Weg zu verlassen, bis Hunderte von Kilometer zwischen ihm und der Küste liegen, bis der letzte Fußpfad ihn zu einer Fähre am Tanganjika bringt. Er durchkreuzt den See, landet im Gebiet irgendeines Stammes und findet, vom nächsten Dorf ausgehend, abermals seinen Pfad. So dringt er weiter, zu Fuß und zu Wasser, und Dörfer sind seine Meilensteine, bis er nach vielen Tagen wieder die wohlige Meeresluft atmet, und sein treuer fußbreiter Führer ihn am Atlantischen Ozean abliefert.

Es ist nicht einmal ein Kunst, diese aufeinanderfolgenden Dörfer mit ihren Verbindungswegen ausfindig zu machen; der Reisende kann gar nicht anders, und überdies muß er. Er führt ja ein ganzes Regiment Wegweiser, Diener, Lastträger, Soldaten und was sonst für Volk mit sich, und hat die Verpflichtung, sein buntes Gefolge zu füttern. Welschkorn, Maniok, Hirse, Bohnen und Bananen wachsen auch in Afrika nicht wild; Nahrungsmittel für die Leute müssen für Geld und gute Worte von den Eingebornen erstanden werden — Baumwollenzeug und Glasperlen sind die gangbare Münze — und länger als drei Tage kann es nie anstehen, ohne daß man wegen der nötigen Einkäufe ein Dorf aufsucht. Eine Karawane lebt in der Regel von der Hand in den Mund und ihre Marschroute ist keine willkürliche, son-

dern führt von Markt zu Markt. Nicht daß es wirkliche Märkte gäbe, es giebt keine Bazare, keine Kramläden in Afrika. Tausende von Dörfern, durch die der Reisende seinen Weg ißt, haben vielleicht die Zeit ihres Bestehens nie eine Karawane verproviantiert; mit der Bewilligung des Häuptlings aber, welche durch irgendein in die Augen fallendes Geschenk meist unschwer zu erlangen ist, erschließen sich die Vorräte, die Weiber eilen zu ihren Mahlsteinen, und die nötige Wegzehrung wird für unbekannten Gegenwert in Kaliko und Glasperlen verabreicht.

Die soeben geschilderten Pfade sind dieselben in ganz Afrika; es sind Fußpfade im doppelten Sinn, denn sie sind nie mehr als fußbreit, dabei hart wie Eisen durch jahrhundertelangen Verkehr und tief eingetreten in den Waldboden. Die Regel ist, daß sie erstaunlich direkt sind; geradeswegs wie die alten Römerstraßen steuern sie über Berg und Thal auf ihr Ziel los, sie schrecken vor keinem Hindernis des Bodens zurück und lassen sich nie auf Abwege ein. Aber neben dieser stracken Zielrichtung im allgemeinen findet sich ein eigentümliches Schwanken im besonderen; der afrikanische Fußpfad folgt im großen Ganzen der Linie des Bienenflugs, aber keine fünfzig Schritte sind je gerade. Die Ursache ist in die Augen springend. Liegt ein Felsblock im Weg, so fällt es keinem Eingebornen ein ihn zu entfernen; warum auch? es ist einfacher, um den Stein herumzugehen. Der nächste, der des Weges kommt, denkt ebenso; er weiß, daß andere nach ihm kommen, denen der Stein, wie ihm, im Weg liegen wird; er sieht das

Hindernis, es wäre keine Kunst, den Felsblock auszugraben und auf die Seite zu werfen, aber es fällt ihm nicht ein, nicht etwa weil er die Mühe scheute, sondern er denkt nicht daran. Daß man einen Stein aus dem Weg schaffen könnte und daß es dem allgemeinen Verkehr förderlich sein dürfte, es zu thun, kommt ihm so wenig zum Bewußtsein als etwa die Vorstellung, daß derselbe gemeiner Feldspath ist. Eine Generation nach der andern geht um den Stein herum, und der Stein wartet noch immer des Eingebornen, in dessen Ideenkreis die Möglichkeit einer gemeinnützigen Änderung gedrungen sein wird. Aber es müßte ein erzsteiniges Land sein — und Afrika ist das durchaus nicht — um das eigentümliche Hin- und Herschwanken des afrikanischen Fußpfades ganz zu erklären. Es ist kaum zu viel gesagt, daß jede Stunde Wegs auf diesen Pfaden durch unzählige kleine Krümmungen zu fünfviertel bis anderhalb Stunden sich ausdehnt; das ist nicht ohne Grund, dieses Geschlängel hat seine Geschichte, eine Geschichte, die vielleicht ihre tausend Jahre alt ist, und der Schlüssel dazu ist in den Jahrhunderten verloren gegangen. Gestürzte Bäume sind wohl die Hauptursache. Wenn ein Baum über den Weg fällt, wird er so wenig auf die Seite geschafft wie der Felsblock; der Eingeborne geht um ihn herum. Grünes Holz kann er zur Feuerung nicht brauchen, und ehe das Holz trocken ist und die weißen Ameisen den Stamm ausgehöhlt haben, ist der neue Umweg dem alten Fußpfad einverleibt. Kleinere Unregelmäßigkeiten bezeichnen vielleicht die Stelle, wo Bäume und Baumstümpfe der grauen Vorzeit standen, als Menschen-

füße zuerst anfingen durch den Urwald ihren Weg zu suchen. Aber sei die Ursache, welche sie wolle, so viel ist sicher, daß in beharrlich direkter Richtung im ganzen und in sonderbarstem Unbestand im einzelnen kein Straßenbauwesen der Welt es dem afrikanischen Fußpfad gleichthut.

Obschon von nur mittelmäßiger Größe für Afrika, ist der Shirwa nach europäischem Maßstab doch ein bedeutender See. Mit seiner herrlichen Bergumgebung nach drei Seiten und dem steten Sommerduft, der wie ein Schleier über der Landschaft hängt, erinnert er an den großen Salzsee in der Juliglut. Wir rasteten ein paar Tage am westlichen Ufer zum nicht geringen Erstaunen der harmlosen Leute daselbst, denen ein Weißgesicht die Zeit ihres Lebens noch nie vorgekommen war. Infolge der Raubzüge der Sklavenjäger hat die Shirwagegend nicht viel Einwohner, und die wenigen, arm und zerstreut, leben in steter Furcht. Am dichtesten bevölkert ist eine kleine Insel am Nordende des Sees, die mit ihren üppigen Baobabbäumen einen malerischen Anblick bietet. Diese Wa-Njassa, oder Leute vom See, wie sie sich nennen, sind vor den Sklavenjägern hierher geflüchtet und verlassen ihre flutbeschützte Zufluchtsstätte meist nur unter dem Deckmantel der Nacht. Ja, selbst dann sind sie nie sicher, nicht die Beute eines handfesten Nachbars von mächtigerem Stamm zu werden, wie denn solche Geraubte ringsum in den Sitzen der Häuptlinge anzutreffen sind. Das ist eine Seite afrikanischen Daseins, die für unsere Begriffe etwas Grauenerregendes hat; ja, in zivilisiertem Land und unter dem Schutz der Gesetze kann man sich kaum eine Vorstellung davon

machen, wie buchstäblich als fahrende Habe das Kind der Wildnis in Afrika gilt, wo stets der Stärkere vom Schwächeren Besitz ergreift. Es giebt Gegenden, wo man drei Eingeborne nicht miteinander über Land schicken kann, wenn man nicht riskieren will, daß ihrer zwei den dritten überwältigen und in die Sklaverei verkaufen.

Nachdem ich einige Zeit am Shirwa verbracht hatte, machte ich mich nach dem oberen Shire und dem Njassasee auf den Weg. Ein Marsch von nicht ganz zwei Tagen bringt den Wanderer von Blantyre wieder ans Shire-Ufer. Daselbst wartete meiner die rühmlichst zu erwähnende „Ilala", ein winziger Dampfer, nicht viel größer als eine Flußfähre. Sie gehörte ursprünglich den Missionaren des Njassagebiets, und wurde vor einigen Jahren in siebenhundert Stücken von England hierher transportiert und am Shire-Ufer zusammengefügt. Es liegt etwas Romantisches in der kühnen Erstlingsreise der kleinen „Ilala", als sie mit Mut und Hoffnung bemannt, die Anker lichtete, um den unbekannten Njassa zu befahren. Noch nie zuvor hatte ein Kiel die gewaltige Wasserfläche durchfurcht, und die maßlose Verwunderung der Eingebornen, als das große Kanoe an ihren Dörfern vorbeipfiff, muß nach dem Bericht derer, die es mit ansahen, von unbeschreiblichem Reiz gewesen sein. Die „Ilala" führt ihren Namen von dem Dorf, wo David Livingstone seine irdische Reise beschloß, und damit ist denn auch die heroische Mission des kleinen Bootes gekennzeichnet, im Dienste der Kultur und des Christentums da weiter zu arbeiten, wo der große Forscher aufhörte. Die „Ilala" fährt in kürzeren oder längeren

Zwischenräumen zwischen dem oberen Shire, oberhalb der Wasserfälle, und den Stationen des Njassa, der Handvoll Missionare als Lieferungsboot dienend. Nur der Kapitän ist ein Weißer, die Mannschaft besteht aus Eingebornen. Nachdem das Vertrauen der Schwarzen erst einmal gewonnen war, gab es Freiwillige zum Matrosendienst gerade genug, mit dem Unterschied jedoch, daß die Arbeit auf Deck die wenig begehrteste war, während seltsamerweise der Zulauf zum Heizerposten — gewiß nie ein verlockender Dienst, und in Zentralafrika, sollte man denken, geradezu eine Tortur — jederzeit so groß ist, daß sich die Eingebornen ordentlich um die Vergünstigung reißen, im Heizerloch braten zu dürfen. Der Afrikaner scheint nicht von der Hitze zu leiden, im Gegenteil er sucht sie auf, sie ist sein wonnigstes Element, während ein kühler Luftzug auf den Berghöhen oder ein plötzlicher Regenschauer ihn sofort in ein Jammerbild verwandelt.

Nach der Abfahrt von Matope, gerade oberhalb der Murchisonfälle, hat die „Ilala" noch ein paar Tagereisen im Fluß, ehe der Njassa erreicht wird. Das Thal auf dieser ganzen Strecke ist eine offene Ebene, zu beiden Seiten in ziemlicher Entfernung von Bergen begrenzt, die ohne Zweifel einst die Ufer eines größeren Njassa bildeten. Daß das südliche Ende des Njassa in langsamer Versumpfung begriffen ist, kann man bei der Annäherung deutlich erkennen, ja wir fanden eine ziemliche Wasserfläche, vom Hauptsee ganz abgesondert, einen See für sich bilden. Dieser kleine See heißt Pomalombe und ist so seicht, daß die Schraube der „Ilala" in der trockenen Jahreszeit den grauen Bodenschlamm

aufwühlt. Hier und dort liegen Dörfer am Ufer, und ein zeitweiliges Geschenk nährt die freundliche Gesinnung ihrer Bewohner. Manchmal wird übrigens doch scheel gesehen, die „Ilala“ ist wohl nur darum so vollständig sicher, weil sie an diesen Menschen vorbeifährt wie ein Ding aus höheren Regionen. Man darf nie vergessen, daß die dortige Welt ganz außerhalb der Grenzen der Zivilisation, ja fast außerhalb ihrer Kenntnis liegt; einige wenige Weiße im Dienst der Mission oder der Lakes Company abgerechnet, wer ist je dort gewesen? Die „Ilala“ selbst hat wenig Verkehr mit den Stämmen des oberen Shiregebiets; hier und da wird etwas Tauschhandel getrieben, Holz und Nahrungsmittel gegen Baumwollenstoff und böhmische Perlen, das ist aber auch alles, und das zeitweise Erscheinen des Bootes ist so wenig ein Beweis von Berührung mit der Kultur als etwa das Vorbeifahren einer Sternschnuppe. Der Leser könnte denken, die bloße Thatsache, daß ein Verkehrsmittel wie ein Dampfboot in Zentralafrika vorhanden ist, liefere einen sprechenden Beweis für Anfänge der Gesittung in jenem umnachteten Land; ich kann nur sagen, der Reisende wird stündlich und gründlich vom Gegenteil belehrt. Es ist ihm unfaßlich, daß Land und Leute, die er vom Deck der „Ilala“ sieht, so ganz und gar unzivilisiert sein sollten, so unfaßlich etwa wie die Erklärung des Kapitäns, daß an dem Aufkippen des Bootes soeben nur der freundschaftliche Stoß eines unter Wasser sich aufhaltenden Flußpferdes schuld war. Ein Schraubendampfer englischen Baues, der zuverlässig seine sechs Knoten zurücklegt, und Grashütten mit kleiderlosen Ein=

gebornen, oder ein Flußpferd — die Gedankenverbindung ist zu ungereimt, und man fällt immer wieder aus einer Ideenverwirrung in die andere.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als die „Ilala" in den Njassa einfuhr, noch einige Stunden, und wir lagen in dem kleinen Hafen zu Livingstonia vor Anker. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den diese berühmte Missionsstation auf mich machte. Herrliche, bis zum Gipfel bewaldete Granitberge bilden den Hintergrund, und auf dem silbernen Ufersand einer kleinen Bucht stand eine Reihe niedlicher weißer Häuschen. Ein durch einen Garten sich windender Fußpfad führte hinan; ich betrat das ansehnlichste der Häuschen — es war die Livingstonia Manse*) —, die Wohnung des leitenden Missionars. Alles war aufs schönste erhalten; englisches Zimmergerät stand da, ein Arzneikästchen, Teller und Tassen in den Schränken, Bücher lagen umher. Den Missionar aber fand ich nicht. Ich betrat das nächste Haus, es war die Schule; die Bänke waren da und die Wandtafel, aber keine Kinder und kein Lehrer. Ich ging weiter ins nächste — es war die Schmiede; Amboß und Handwerkszeug fand sich vor, aber kein Schmied. Und so weiter — alles in schönster Ordnung, alles leer. Da erblickte ich einen Eingebornen, er führte mich etwas abseits in den Wald; hier unter den Mimosen, am Fuß eines mächtigen Granitfelsens waren vier oder fünf Grabhügel. Da waren die Missionare!

*) Schottisch: Pfarrwohnung.

Ich verbrachte eine ernst stimmende Rastzeit im Schatten der verlassenen Station. Es ist ein wunderlieblicher Ort, und unter den Tamarinden am friedlichen Ufer kann man's kaum fassen, daß die Seuche, die im Mittag verderbet, an diesem schönen Fleckchen Erde ihr Wesen habe. Fünfzig Stunden weiter nördlich, an derselben Küste haben die paar überlebenden Missionare, mit unsäglichen Hindernissen kämpfend, ihre Arbeit aufs neue begonnen. Gewisse Reisende wissen Ungünstiges von Missionaren zu erzählen; daß dazu manchmal Grund vorhanden sein mag, will ich gar nicht in Frage ziehen. Das aber will ich sagen, und rechne es mir zur Ehre, es zu sagen, daß die Livingstonia- wie die Blantyre-Missionare heldenmütige, tüchtige und berufstreue Männer sind, die unsere Teilnahme weit mehr bedürfen, als wir in unserer Unkenntnis nur ahnen, und die über unseren Tadel eben so erhaben sind als über unser Lob.

Malariafieber ist die eine traurige Gewißheit, mit der jeder Afrikareisende zu rechnen hat. Möglich, daß er monatelang verschont bleibt, aber es folgt ihm auf der Ferse, und wohl ihm, hat er einen Freund um sich, wenn es ihn früher oder später überwältigt. Eine unerklärliche Reizbarkeit, Abgespanntheit und Niedergeschlagenheit bedrückt ihn wochenlang, ja ein, zwei Monate lang vorher. Am Morgen schickt er sich mit redlichem Eifer an, seine Karawane weiterzuführen; kaum hat er den Weg unter die Füße genommen, so überfällt ihn mit bleierner Schwere das Verlangen nach Mittagsruhe. Er ist ärgerlich über sich selber, über seine ungewohnte Laßheit, nimmt einen Schluck nach dem andern aus der

Wasserflasche und zwingt sich zum Weitermarsch. Der gute Wille hält nicht vor. Er schlägt sich in die Büsche unter irgendeinem Vorwand seine Sammlung zu vervollständigen — seine Leute sind es ja gewohnt, daß er Käfer und Steine sucht; kaum aber ist er ihnen außer Sicht, so liegt er auch schon unter dem ersten besten Baum — was Käfer und Steine, heute ist ihm alles einerlei! Dann schämt er sich, was soll aus der Reise werden, wenn er sich so nachgiebt? Und müde schleppt er sich weiter hinter seinen Leuten her. Die Sonne steigt am Himmel und endlich, endlich winkt die Mittagsrast; dieser Gedanke wirkt belebend, sein Wandermut flackert auf, dann aber ist er geliefert für den Rest des Tages. Er macht seinen Leuten begreiflich, daß es keinen besseren Ort auf der Welt gäbe für Steine und Käfer als gerade hier, sie sollten nur hübsch suchen, der Weitermarsch könne für heute unterbleiben, also Zelt auf für die Nacht! So geht es weiter, Tag für Tag, dann ereilt es ihn — zuerst ein Frösteln und Schmerzen hier, dann Gluthitze und Schmerzen da, dann Schmerzen überall und Feuer in den Gebeinen, dann Delirium, dann der Kampf zwischen Leben und Tod. Er geht als ein Schatten daraus hervor, wenn er überhaupt hervorgeht, und sammelt langsam Kräfte für den nächsten Anfall, denn daß das Fieber mit ihm spielt wie die Katze mit der Maus, das weiß er; es packt ihn immer wieder. Das afrikanische Fieber ist eine terra incognita; eine Karte seiner geographischen Verbreitung existiert nicht; man weiß nur im allgemeinen, daß es auf der ganzen Ost- und Westküste innerhalb der Wendekreise, längs allen Flüssen, an allen

Seeufern, in allen Niederungen und Sumpfgegenden auftritt. Die Hochebenen sind mutmaßlich mehr oder minder frei davon; aber um diese zu erreichen, müssen Malariadistrikte größeren oder kleineren Umfangs durchzogen werden. In solchen Gegenden wird der Körper mit Fieberstoff getränkt und die Krankheit kommt oft erst lange nachher zum Ausbruch. Die bis jetzt bekannten Thatsachen, das afrikanische Fieber anlangend, sind diese: Erstens hängt es mit verdunstendem Wasser und verwesenden Pflanzenstoffen zusammen; wie aber die Ansteckungskeime sich bilden oder worin sie bestehen, ist noch nicht ermittelt. Zweitens sind Eingeborne dem Fieber nicht minder unterworfen als Europäer, und zwar ganz besonders beim Übergang von einem Landstrich in den andern, von einer Höhe zur andern. So waren auf unserem Marsch über die Tanganjika-Hochebene vier oder fünf meiner Lastträger vom Fieber ergriffen, ehe ich selbst die geringste Mahnung verspürte, und obschon sie nur ein paar Tagereisen von ihrer heimatlichen Luft entfernt waren. Drittens ist Chinin das Hauptmittel, so ziemlich das einzige Mittel. Und viertens, jeden Europäer ergreift das Fieber und zwar ohne alle und jegliche Ausnahme.

Die Sterblichkeit ist, was die Europäer anlangt, so groß, daß alle, die mit dem Gedanken umgehen, ihre Thätigkeit Afrika zuzuwenden, sich das nicht klar genug machen können. Nur wer selbst im Land war oder sonstwie mit den Erfahrungen afrikanischen Forschertums oder dortiger Missionsunternehmung vertraut ist, kann den Ernst der Sachlage ermessen. Das Fieber verschont keinen; der kräftige Mann

ist ihm gerade so ausgesetzt als der weniger kräftige. Vorsichtsmaßregeln nützen gar nichts oder haben nur den Erfolg, die Zahl der Anfälle zu mindern. Es ist unmöglich, vorherzusagen, wo man vom Fieber ergriffen werden kann und wo nicht. Und die grauenhafteste Eigenschaft dieses unsichtbaren Feindes ist die, daß sich die Krankheit wissenschaftlich bis jetzt eben nur durch das Opfer eines Menschenlebens demonstrieren läßt. In der Kongogegend sind denn auch Menschenleben in einer Weise daran gerückt worden, die das nüchterne Urteil nur als sträflich bezeichnen kann. Es ist ein geringes, daß Menschen ihr Leben für nichts achten, zu Hunderten für nichts achten, wo es eine heilige Sache gilt; aber es ist keine Kleinigkeit, daß einer nach dem andern dem Tode sich weihend eine offenbar von der Natur gezogene Schranke zu durchbrechen sucht. Hier ist es Pflicht der Wissenschaft, es klar und deutlich auszusprechen, daß keine Hingabe, kein noch so schöner Eifer dem Menschen zur Schutzmauer wird, ja daß man selbst in der Arbeit fürs Höchste mit Gehorsam gegen die einfachen Naturgesetze am weitesten kommt. Es giebt einen Enthusiasmus, der dies leugnet, der ein Wort der Warnung als etwas Feiges und Ungeistliches von sich weist. Das ändert die Thatsache nicht und eine durchs weite Afrika sich hinziehende Kette von Grabhügeln liefert den nachdrücklichen Beweis. Ich sage das nicht, um den Eifer der Mission zu dämpfen, wohl aber um ihm seinen Weg zu weisen.

Bis zum Ende des Njassa in einem kleinen Dampfer ist eine rechte Reise; Wind und Wellen sind oft zuwider

wie auf hoher See; hier muß vor Anker gelegt werden, weil der Holzbedarf zu Ende ist, dort, um nicht die Nacht durch zu fahren, und so ist's der Zeit nach ein größeres Unternehmen, als eine Fahrt nach Amerika. Berge umschließen die Ufer und die häufigen Stürme sind so heftig, daß Livingstone dem Njassa die Bezeichnung „Sturmsee" beilegte. Nachts vor Anker zu liegen oder richtiger zu schaukeln, ist aber kein Vergnügen; man zog es gewöhnlich vor, sich ans Ufer setzen zu lassen. Meine Leute — ich hatte angefangen, mir „Leute" zu sammeln, wo nur immer ich Eingeborne fand, die bereit waren, der werdenden Karawane sich anzuschließen — zündeten Feuer an, um Raubtiere fernzuhalten, und so schlief sich's friedlich auf dem weichen Ufersand.

Anstatt nur etwas über zweihundert Kilometer lang zu sein, wie man früher annahm, hat der Njassa eine Länge von fünfhundert Kilometer bei einer Breite von fünfundzwanzig bis neunzig Kilometer. Sein Bett ist eine riesige Granit- und Gneißmulde. Die Wasser sind tief, ihr Spiegel liegt vierhundert und achtzig Meter über dem Meer. Die ihn umschließenden, zuweilen fast senkrecht abstürzenden Berge haben eine Höhe von sechs- bis zwölfhundert Meter. Der westliche Bergzug bildet eine fast ununterbrochene Kette, im Norden und Nordosten verzweigt sich weithin das Livingstone-Gebirge. Die natürlichen Häfen sind weder so zahlreich noch so geschützt, als man wünschen möchte, doch hat die „Ilala" ein paar recht gute Ankerplätze an der Westküste, und etwa halb so viele sind bis jetzt am Ostufer bekannt.

Ich besuchte nur ein Dorf am Njassa und hoffe, daß es ein Ausnahmedorf war; jedenfalls habe ich ein ähnliches sonst nirgendwo in Afrika gesehen. Eines schönen Morgens, ehe die Ilalaglocke zur Abfahrt läutete, geriet ich in dieses Dorf — ich war früh auf und ruderte in einem kleinen Boot an der Küste hin. Ich verlor mich alsbald in einem endlosen Labyrinth schmutziger Hütten. Der aus denselben ausströmende Geruch war über alle Beschreibung, und wohin ich die Schritte wandte, begegneten mir pockenkranke Menschen im blühendsten Stadium der Krankheit, die da umherliefen, als ob man in Afrika vor Ansteckung gefeit sei. Der Häuptling dieses Nestes ist der größte Sklavenhändler und ärgste Sünder am See; rings um seine Behausung auf Pfähle gespießt dorrten Menschenköpfe in der Sonne, ich zählte deren vierzig — ein grauenhafter Anblick.

Das war übrigens kein afrikanisches Dorf, sondern ein arabisches. Die Dörfer der Eingebornen am Njassa sind selten so groß, selten so zusammengedrängt und nie so schmutzig. Sie ziehen sich lang hingestreut an den Ufern hin oder sind weit ausgedehnt in die Wälder gesät; es müssen ihrer in der Umgebung des Sees viele hundert sein. Am westlichen Ufer allein hausen mindestens fünfzehn verschiedene Stämme mit ebenso viel verschiedenen Sprachen und unzähligen Mundarten.

Der Glanzpunkt des Njassa ist Bandawe, der jetzige Hauptort der schottischen Livingstonia-Mission. Unter dem Hauptort einer Mission denkt sich der Leser leichtlich eine saubere Straße, eine Kirche, vielleicht einen freundlichen

Friedhof und eine andächtige Gemeine im Sonntagsgewand. Bandawe indessen besteht nur aus einigen Hütten inmitten einer großen Wildnis, und die schwarzbraunen Kirchgänger wissen sich selbst Sonntags zur Andacht in M'lungas Haus nicht viel andere Bekleidung als Pfeil und Bogen. Es ist ein klein winziges, nicht einmal mit Bänken versehenes Kirchlein, in seiner Art aber ganz so bedeutungsvoll wie der Kölner Dom, und die kleine Gemeine ist mindestens so aufmerksam und zum Teil wohl mit mindestens so zu würdigendem Erfolg, als manche weit gebildetere daheim in der Christenheit. Wie soll ich dem offenbar gesegneten Wirken Ausdruck verleihen, das hier seine Stätte hat! Man hält die Eingebornen für geringfügiges Material; wer so denkt, der gehe nach Bandawe, ein Besuch dort kann manchen beschämen und ist mindestens lehrreich. Ich wohnte einem Abendmahlsgottesdienst bei und werde das nie vergessen. Brot und Kelch empfing ich aus der Hand eines schwarzen Kommunikanten, dessen alltägliches Leben — und ich kann aus Erfahrung reden, denn manche prüfungsvolle Stunde auf der Tanganjikahochebene hat er nachmals mit mir geteilt — ihm vielleicht ein besseres Anrecht zu dieser Tischgenossenschaft verlieh, als wir anderen leichthin von uns sagen möchten. Dr. Laws und seine Gattin mit ihren wenigen Gehilfen sind rechte Vorarbeiter der Zivilisation.

III.

# Innerafrika.

## Land und Leute.

III.

# Innerafrika.

## Land und Leute.

Wir sind nun weit genug vorgerückt, um einen allgemeinen Begriff vom Charakter Innerafrikas zu erhalten. Ich beschreibe keinen Teil im besondern; die nachstehende Schilderung ist fürs Gebiet des Shirwa- und Njassasees, fürs Shirehochland und die Njassa-Tanganjika-Hochebene gleich zutreffend, weite Ländereien, welche die rechte Seite des Herzens Afrikas ausmachen.

Als wir noch auf der Schulbank saßen, galt Innerafrika für eine große Sandwüste; es giebt nicht leicht eine verkehrtere Vorstellung. Afrika steigt in drei breiten Stufen von den drei es umgebenden Meeren in die Höhe. Die natürliche geographische Beschaffenheit ist bereits angedeutet worden: zu äußerst ein niederer, Fieberluft erzeugender Küstenstrich; dann ein Hochland, etwa von der Durchschnittshöhe der Vogesen; nach diesem ein zweites, höheres Hochland, welches im innersten Teil des Landes, viele tausend Kilo-

meter weit, mit Berg und Thal sich hinzieht. Man fülle diesen Umriß aus, und man hat Afrika vor sich. Man denke sich den Küstenstrich als eine sonnenverbrannte Graswucherung, in der hier und da eine Palme steht; Dörfer sind hier nicht zahlreich, und die wenigen von heruntergekommenem Volk bewohnt; Leoparden, Hyänen, Krokodile und Flußpferde haben hier ihre Heimat. Dann folgen die Hochebenen; beide mit endlosem Wald bedeckt — nicht herrliche, satte Wälder wie in Südamerika, noch üppige Dschungel wie der Wald Indiens, sondern eher eine dürftige Waldung — niederer Baumwuchs mit unansehnlichen Stämmen, dessen mageres Laubwerk den Wanderer nur schlecht vor der tropischen Sonne schützt. Die Bäume an sich sind auch nichts Besonderes, man braucht nicht in die Tropen zu gehen, um derartiges zu finden. Hier und dort erblickt man eine Wein- oder Fächerpalme, eine wie ein Kronleuchter sich ausbreitende Euphorbia, eine farbenglühende Mimose, oder den trostlosen Baobab; auch sieht ein aufmerksames Auge allerlei seltsames Schlinggewächs, und zwischen den Sträuchern bergen merkwürdige Orchideen ihre bizarren Blütenformen. Der äußere Typus des Waldwuchses aber ist ähnlich dem europäischen; Bäume, wie Eschen, Ulmen und Buchen, nur selten so groß gewachsen wie bei uns, und, von den Flußufern abgesehen, selten so schön*). Man kann tagelang

*) Die wichtigsten dieser Bäume sind: Napaca Kirkii, Brachystegia longifolia, Vitex umbrosa, Erythrina speciosa, Ficus sycamorus, Khaya senegalensis, Nuxia congesta, Parinarium mobola und Erythrophloeum guineensis.

durch diese Wälder streifen, und wenn die klimatischen Verhältnisse nicht wären, würde man kaum daran erinnert, wo man ist. Die Tierwelt ist allerdings eine andere; aber wenn man nicht besonders darauf aus ist, sieht man selten einen Vierfüßler; die Vögel sind andersartige, aber man hört sie nie; und was das Gestein betrifft, so finden sich von biederen Basaltgängen durchzogene Gneiße und Granite mit krausem Flechtenwuchs an verwitterter Wand, ganz wie bei uns. Viele tausend Kilometer Wald also, über Berg und Thal sich hinziehend, ein dürftiger, schattenloser, spurloser, sangloser Wald, das ist das östliche Innerafrika.

Daß man der tropischen Vegetation nur die begeistertste Lobrede halten könnte, war früher die hergebrachte Meinung; neuerdings ist das einigermaßen berichtigt worden. In Südafrika, im Kaffernland, habe ich wohl ein paar Wälder gesehen, die das Entzücken solcher, welche sich die Tropen durch die poetische Brille von weither ansehen, rechtfertigen können; was aber das innere Hochland angeht, so trifft Alfred Russel Wallaces verständiges Urteil über die Äquatorialzone im allgemeinen hier fast durchweg im besondern zu, ein Urteil, das auf die neueste Beschreibung tropischer Länder nur ernüchternd wirken konnte, wie denn auch Leute von allzu reger Einbildungskraft am besten zuhause bleiben. Zauberduftige Labyrinthe von Farn und Palmen, Lianengewinde, die des Wanderers Fuß hemmen, schwanke Guirlanden von Schlinggewächs über ihm, die mit dem würzigen Wohlgeruch ihrer leuchtenden Blüten die Luft erfüllen, wohliges Gesumme farbenglühender Insekten, prächtig ge-

fiederte Vögel, Papageien auf überhängendem Ast, neckische Affen im geheimnisvollen Dunkel des Urwaldes — das giebt es ja nicht in Afrika. Alle acht Tage sieht man eine Palme, alle Vierteljahre begegnet man einem Affen, der Blütenschmuck ist kein auffallender, und die Bäume sind, wie gesagt, eher dürftig; ja, wenn ich einfach der Wahrheit die Ehre geben soll, obschon ich nicht leugnen will, daß so endlosem Waldgebirge eine gewisse Großartigkeit nicht abgeht, und obschon es längs den Bergströmen einzelne Stellen von unvergleichlicher tropischer Schönheit giebt, so habe ich doch nirgends etwas gesehen, das, sei's an lieblicher, sei's an hehrer Eigenart, den Bergthälern meines eigenen schottischen Hochlandes gleichkäme. Während des größten Teils des Jahres stehen diese Wälder sonnenverbrannt und kahl, kein Moos, kein würziger Waldmeister breitet Kühlung zu ihren Füßen, an die nackten Stämme heftet sich selten die groteske Flechte, und an ausgedorrten Ästen hängt dürstend und matt das Laub. Blumen giebt's natürlich, große und kleine, in zahlloser Mannigfaltigkeit, aber keinen Blütenschmuck, keine mit einemmale sich erschließende Blütenfülle, wie wenn auf unseren Berghalden der goldene Ginster und die rötliche Heide in Blüte stehen. Vielleicht hat der grelle Sonnenschein der heißen Zone etwas damit zu thun, daß Farbenschönheit der tropischen Natur versagt scheint; denn es giebt einen Moment, ein paar kurze Minuten nach Sonnenuntergang, wo sich der Ton der Landschaft wie magisch verwandelt und ein unbeschreiblicher Zauber einem entgegentritt. Das ist der lieblichste Augenblick des afrikanischen Tages

und nur zu schnell senkt die Nacht ihren dunklen Schleier über das milde Zwielicht, das dem überreizten Auge eine wunderbare Erquickung ist und der Sehnsucht des Wanderers wie ein Gruß aus der Heimat.

Verborgen in diesen endlosen Wäldern, wie Vogelnester im Dickicht, in steter Furcht vor einander und vor ihrem gemeinsamen Feind dem Sklavenjäger, finden sich die kleinen Ortschaften der Eingebornen. Und hier in paradiesischer Einfalt haust der Mensch im Urzustand, ohne Kleidung, ohne Bildung, ohne Gelehrsamkeit, ohne Religion, das echte Kind der Natur, gedankenlos, sorglos und zufrieden. Dieser Mensch ist allem Anschein nach stets vergnügt, er hat, was er braucht. Ein zugespitzter Stecken liefert ihm seinen Speer; zwei Stecken aneinander gerieben gewähren ihm Feuer; aus fünfzig Stecken macht er sich ein Haus. Die Rinde, die er davon abschält, giebt sein bißchen Kleidung ab; die Früchte, die an den Ästen hängen, sind seine Nahrung. Es ist ganz erstaunlich, wenn man darüber nachdenkt, wie die bloße Natur dem Naturgeschöpf, Mensch genannt, genügen kann, und wie wenig ein menschliches Wesen an sich nötig hat zu seiner Reise durchs Leben. Ich wohnte einmal dem Begräbnis eines Afrikaners bei; nach der Gewohnheit seines Stammes wurde seine ganze irdische Habe mit ihm bestattet. Nach dem Leichnam wurde des Gestorbenen Tabakspfeife ins Grab gesenkt, dann ein kunstloses Messer, dann eine irdene Schüssel und zuletzt Pfeil und Bogen, die Sehne des letzteren durchschnitten, ein rührendes Symbol, daß die Arbeit gethan. Das war alles — vier

Gegenstände, der ganze Besitz eines Menschenkindes während eines halben Jahrhunderts. Er war ein Durchschnittsmann vom Mittelstand, wie wir sagen würden. Niemand hat eine Vorstellung davon, was der Mensch ist, bis er gesehen hat, mit wie wenig einer leben kann und doch noch ein Mensch sein; mit anderen Worten, niemand hat einen Begriff von der Größe des Menschen, bis er geschaut hat, von wie geringer Herkunft er ist.

Man tadelt den Afrikaner oft seiner Trägheit wegen, das ist eine unrichtige Auffassung. Er braucht nicht zu arbeiten; solange ihm die Natur so wohl will und ihm genügt, wäre es zwecklos zu arbeiten. Seine Indolenz, wie man's nennt, gehört zu ihm wie seine platte Nase und ist nicht tadelnswerter als die Langsamkeit der Schildkröte. Es ist richtig, daß der Afrikaner müßig am Markt steht; was ihm fehlt, ist Arbeit.

Die Genügsamkeit des Afrikaners ist übrigens seiner Entwicklung zur Kultur recht im Wege. Schon jetzt ist es schwer, neue Bedürfnisse bei ihm zu wecken, und wenn man ihm seine Elle Kaliko oder eine Handvoll Glasperlen verabfolgt hat, giebt es einfach nichts mehr, womit man ihn zur Arbeit oder Dienstleistung bewegen könnte; nichts sonst aus des weißen Mannes Besitz hat die Spur von Wert für ihn. Unter die Geschenke, die ich für Häuptlinge mitnahm, war ich so unerfahren eine Taschenuhr zu zählen; ich hätte ebenso gut ein Klavier mitnehmen können. Ich brauchte meine eigene Uhr kaum in jenem sonnigen Land; überdies hat der Afrikaner kaum eine Vorstellung davon,

was Zeit ist, dieselbe liegt noch ganz außerhalb seiner Berechnungen. Es war mir einmal darum zu thun, das Dampfboot auf dem Shire rechtzeitig zu erreichen; ich wollte mich damit bei einem einflußreichen Häuptling entschuldigen, der mich nicht ziehen lassen wollte und bei dem es nicht geraten war, sich anders als freundschaftlich zu verabschieden. Der Mann starrte mich an. Daß ich es eilig haben könnte, war ihm nicht nur unwillkommen, sondern einfach über seinem Horizont; ich hätte ihm als den Grund meines Fortwollens geradeso gut die Erklärung geben können, daß die Winkel eines Dreiecks gleich zwei Rechten sind.

Diese Verschiedenheit des Vorstellungsvermögens ist die Hauptschwierigkeit, mit welcher der Afrikareisende zu kämpfen hat. Wenn er ein nachdenkender Mensch ist, so erwachsen ihm daraus allerlei problematische Fragen über die Natur der Vorstellungen an sich. Wie oft hätte ich mich gern auf ein paar Stunden in so ein afrikanisches Hirn versetzt, nur um verstehen zu lernen, wie der Eingeborne sich die Welt ansieht. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Bereiche unserer Gedanken so verschieden sind als die Farbe unserer Haut.

Von Haut zu reden, kann ich hier bemerken, daß der Hochland-Afrikaner weder ein Neger noch ein richtiger Schwarzer ist. Seine Hautfarbe ist vielmehr ein sattes Braun, etwa die Farbe einer guten Zigarre, und die ganze Körperfläche ist wie fein gewürfelt, was seiner Erscheinung etwas Saffianartiges, Weiches, Schönes giebt; ich dachte manchmal, wie gut eine Reihe Bücher sich in solchem Natureinband ausnehmen würde!

Niemand weiß, wer diese Menschen eigentlich sind. Sie gehören selbstverständlich zu der großen Banturasse, aber ihr Ursprung ist in Dunkel gehüllt, ihre Stammesgrenzen, ihre Namen sind unbekannt, und ihre Sprachen — es giebt deren unzählige — sind ganz unerforscht. Es sind körperlich wohlausgestattete Leute, die ruhig und zurückgezogen leben; ihre Lebensgeschichte von der Wiege bis zum Grab ist von der größten Einfachheit. Um ein Jägervolk zu sein, dazu fehlen ihnen die Waffen, sie nähren sich fast ausschließlich von Pflanzenkost. Einen kleinen Teil des Jahres sind sie wie die Affen auf wildwachsende Früchte und Kräuter angewiesen; ihre Hauptnahrung aber besteht aus einer kleinkörnigen, wenig schmackhaften Hirse, die sie in ihren Gärten ziehen, in einem Mörser stoßen und mit Wasser zu einem dicken Brei anrühren. Zweimal täglich, so ziemlich fast das ganze Jahr hindurch, füllt groß und klein sich den Magen mit diesem schlechten, geschmacklosen Teig, welchen sie handvollweise in den Mund werfen. Wenn der Mann Hunger hat, so verzehrt er auf einmal eine Menge von dem Umfange eines Ameisenhaufens — eine hübsche Mahlzeit. Diese Hirse zu ziehen ist seine einzige Beschäftigung und seine Gartenkunst ist höchst merkwürdig. Nachdem er sich einen Platz im Wald ausgesucht hat, besteigt er einen Baum, von dem er mit einer kleinen kunstlosen Axt alle Äste abhaut; dann steigt er wieder herunter und watet durch das umherliegende Astwerk zum nächsten Baum, den er ebenso zerstückt, den nackten Stamm läßt er stehen. In einem Umkreis von vierzig oder fünfzig Schritten im Durchmesser richtet er an allen Bäumen

dieselbe Verheerung an, bis der Boden meterhoch mit Ast- und Blätterwerk bedeckt ist. Dann zündet er ein Feuer an, verbrennt das Genist zu Asche, und wenn der nächste Regenguß den harten Boden erweicht und die befruchtenden chemischen Bestandteile der Asche mit dem Erdreich vermengt hat, kommt er mit seiner Hacke und einigen Handvoll Hirsesame, und damit ist seine Arbeit auf ein Jahr gethan. Nur wenige Wochen lang ist er ab und zu mit diesem Gartenbau beschäftigt, dann kann er sich ohne alle Furcht vor Mißwachs bis zum Ende der Regenzeit aufs Ohr legen; seine Ernte ist stets eine reichliche und wird ihn versorgen bis zur nächsten Regenzeit.

Zwischen hinein schläft er oder faulenzt. Seinem Weib oder seinen Weibern liegt es ob, für ihn zu mahlen und zu backen; die haben ein gut Teil Arbeit, bis sie ihm sein Essen hinstellen und dürfen zur Belohnung für sich allein speisen. Der Afrikaner würde meinen, sich seiner Ehre etwas zu vergeben, wenn er mit der Frau gemeinschaftlichen Tisch führte. Ich habe mir angelegen sein lassen, mich sonst noch auf etwas zu besinnen, was diese Leute gewohnheitsmäßig thun, aber ihr Leben ist so inhaltlos, ich weiß nichts weiter mitzuteilen.

Das Essen abgerechnet, sind sie nur stark im Schwatzen und verfügen dabei über ein erstaunliches Geberdenspiel. Die Unterhaltung ist dort zu Land noch eine Kunst, die Kunst, die sie wohl einst in Europa war, ehe die Zeitungen sie aus der Mode brachten. Man findet sehr wohltönende Stimmen unter den Eingebornen, obschon diese Menschen vom eigentlichen Singen keinen Begriff haben. Jedes Wort endet mit

einem Vokal und erinnert in dieser Hinsicht ans Italienische; die Sprache ist daher melodisch und, wenn schön gesprochen, wirkungsreich und charaktervoll. Ob zwar dieses Volk sich noch völlig auf der untersten Stufe der Entwicklung befindet, so sind doch die Anfänge alles dessen bei ihnen vorhanden, was mehr oder minder die Zivilisation kennzeichnet. Sie haben ein nationales Vergnügen, den Tanz; ein nationales Instrument, die Trommel; ein nationales Getränk, es heißt pombé; eine nationale Religion, sie fürchten die bösen Geister. Ihr Gerichtshof besteht aus einem Ausschuß von Obmännern und Häuptlingen; ihr Appellationsgericht ist der Giftbecher, muavi genannt. Es findet sich nichts bei diesen Leuten, das nicht in entwickelter Form unsere Kultur hätte, und die Kultur hat nichts aufzuweisen, was nicht im Keim, nicht vorbildlich in der einfacheren Lebensform dieser Menschen sich zeigte. Der Unwissende erblickt bloße Tiere in diesen unfertigen Kindern der Natur, das geschärfte Auge des Wissenden aber sieht sich wohlwollender und verständnisvoller unter ihnen um; sind sie doch, was wir einst waren, möglich, daß sie noch werden, was wir sind.

Aber fürs nächste, was soll jetzt mit diesen Leuten und ihrem Land werden. Noch klingen die begeisterten Worte eines sehr berühmten Reisenden in unsern Ohren; sollen wir glauben, daß es nur der Verbindung des Kongo und Shire mit Manchester und New York bedürfe, um einen völligen Umschwung unter den Völkerschaften Afrikas wie im Welthandel herbeizuführen? Wir hören zwei verschiedene Ansichten hierüber: die eine weist darauf hin, daß Stanley zwar in

sehr überzeugender Weise darthut, wie Afrika nur darauf warte, um tausend und abertausend Ballen Baumwollenzeug aus der Hand Europas hinzunehmen, daß er aber wenig darüber zu sagen wisse, was Europa umgekehrt aus Afrika beziehen könne. Die andere Ansicht ist, Afrika hat an Europa nichts abzugeben und wird nie etwas haben.

Das Thatsächliche der vorliegenden Frage ist, wie mir scheint, folgendes.

Erstens: Das einzig wirklich Wertvolle, was Innerafrika zur Zeit hervorbringt, ist eine ungekannte Menge Elfenbein, d. h. es unterliegt keinem Zweifel, daß vor der Hand noch eine ergiebige Ausfuhr dieser kostbaren Ware möglich ist, daß eine solche vielleicht noch auf fünfzehn bis zwanzig Jahre hinaus möglich ist; aber es wird gut sein, mit der Thatsache zu rechnen, daß diese abnorme Bereicherungsquelle mit der Zeit versiegen wird, und zwar in absehbarer Zeit.

Zweitens: Afrika bringt schon jetzt im Naturzustand eine Anzahl Pflanzen und sonstiger Produkte von nicht unbedeutendem Handelswert hervor; und obschon der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit ist, so ließen sich dieselben doch ins unendliche vervielfältigen.

Wilder Indigo — die wahre Indigofera tinctoria — wächst schon jetzt auf den Höhen des Innern. Die Landolphiarebe, eine Gummiharz tragende Schlingpflanze, findet sich vielfach an fließendem Wasser: am Njassa gedeiht massenweise eine der echten Gummipflanze, der Ficus elastica, nahe verwandte Art. Die Orseilleflechte ist allgemein. Ingwer und andere Gewürze, der Ricinus, die Tabakpflanze

und Baumwollenstaude, auch viele basttragende Halme finden sich vor, während Ölsame jeglicher Gattung in unerschöpflicher Masse von den Eingebornen zu eigenem Verbrauch gezogen wird.

Das eine große Hindernis in der Ausbeutung dieser verhältnismäßig unschätzbaren Produkte ist der Transport; die Frachtunkosten vom Njassa oder Tanganjika machen denselben zur Zeit fast unmöglich. Bis vor kurzem sind überhaupt nur zwei Landesprodukte aus dieser Gegend ausgeführt worden und diese nur in geringer Menge, nämlich Gummi und Wachs. Aber das ist kein Grund, warum alle diese Produkte nicht massenweise gepflegt werden sollten; die Transportkosten müssen sich von Jahr zu Jahr verringern. Außerdem eignet sich Innerafrika zweifelsohne zur Kaffeekultur, und Cinchona würde auf den höhergelegenen Teilen des Tanganjikahochlandes wahrscheinlich schöne Ernten liefern.

Es sei hier erwähnt, daß der Versuch, in Innerafrika Pflanzungen anzulegen, bereits gemacht worden ist und zwar soweit mit so hübschem Erfolg, daß die fernere Entwicklung mit ganz besonderem Interesse verfolgt zu werden verdient. Mr. Moir vonseiten der African Lakes Company und die Brüder Buchanan auf eigene Rechnung, wie auch der Missionar Scott haben mit rühmlicher Energie und großem Fleiß Kaffeeplantagen in Blantyre angelegt. Als ich dort war, waren die Pflanzen noch jung, aber in gedeihlichem Zustand, und trugen bereits eine erste Ernteaussicht in schönen Beeren; diese Ernte ist seither auf den Markt gekommen. Ebenso sind dort ansehnliche Weizenernten erzielt worden. Die

Plantage Buchanan hat außerdem Erkleckliches in Zuckerrohr, Kartoffeln und verschiedenen europäischen Gemüsen geleistet. Die Feldarbeit ist meist von Eingebornen besorgt worden. Für Ansiedler wird es eine sehr große Ersparnis sein, wenn Innerafrika seinen Bedarf an Lebensmitteln selbst erzeugen wird, denn vor der Hand werden Weizen, Kaffee, Zucker u. s. w. aus Europa bezogen.

Angesichts einer so befriedigenden Sachlage der Produktionsfähigkeit des Landes bleibt nur die eine Frage zu beantworten: können die Eingebornen als Arbeitskräfte geschult werden? Diese Frage beantworte ich ohne weiteres bejahend. Ich sagte zwar oben, der Afrikaner stehe bislang müßig am Markt, aber der einzige Grund für seine angebliche Trägheit liegt darin, daß es eben nichts für ihn zu thun giebt. Er kann arbeiten, und er wird es thun, wenn er Gelegenheit und hinreichenden Antrieb findet; das hat sich jetzt schon erwiesen. Der Eingeborne der Küste, wie jeder bezeugen kann, der ihn in den Hafenplätzen von Zanzibar, Mozambique, Delagoabai, Natal oder an anderen Orten der Ostküste beobachtet hat, muß trotz mancher Schattenseiten ein tüchtiger Arbeiter genannt werden. Im Inneren sind bis jetzt noch wenige Versuche gemacht worden, aber selbst hier hat es sich gezeigt, daß die Arbeitsfähigkeit vorhanden ist und daß dieselbe, herangezogen und ermutigt, ein über Erwarten gutes Ergebnis haben wird. Die beste Probe, die der Zentralafrikaner bis jetzt in dieser Hinsicht abgelegt hat, ist wohl der Bau der Stevensonstraße zwischen den Seen Njassa und Tanganjika. Zweiundsiebzig Kilometer von

dieser Straße — bis jetzt wohl das einzige Derartige in Innerafrika — sind durch die Arbeit Eingeborner zustande gekommen, und das Resultat könnte nicht besser sein, hätten Weiße ihre Stelle eingenommen. Ich habe stundenlang einer Abteilung von siebzig Mann zugesehen, die an einem Einschnitt jener Straße arbeiteten. Bis vor drei oder vier Jahren war diesen Leuten selbst der Anblick von Europäern fremd; noch vor wenigen Monaten hatte keiner von ihnen eine Ahnung, was Schaufel, Spitzhaue oder Brechstange für Dinge sind, und nun handhabten diese Wilden ihr Gerät mit solchem Erfolg, daß sie unter der Anleitung eines einzigen Europäers eine Landstraße voll schwieriger Einschnitte und Steigungen herstellten, und sich damit vor jedem Straßenbauinspektor sehen lassen konnten. Die Leute halten ihre regelmäßigen Arbeitsstunden ein, von sechs Uhr morgens bis fünf abends, mit einer Ruhepause mittags, sie arbeiten gern, sind fleißig und, was die Hauptsache ist, stets guter Dinge. Und das geschieht in den Tropen, fast unter dem Äquator, wo des weißen Mannes Ausdauer verdunstet und ihn so ermattet zurückläßt, daß er den Leuten nicht einmal mit gutem Beispiel vorangehen kann; und es geschieht ohne allen Zwang, ja die Eingebornen kommen weit her, um die Merkwürdigkeit regelrechten Arbeitens kennen zu lernen. Es sind keine Sklaven, sondern Freiwillige; und obschon sie alle vierzehn Tage ihren Lohn erhalten, bleiben doch viele monatelang auf dem Posten. Und worin besteht der Lohn, der Antrieb zu all diesem Erfolg? Ein bis zwei Meter Baumwollentuch wöchentlich für den Mann, das ist alles!

Kann man da nicht sagen, daß eine der Hauptfragen der Zukunft Innerafrikas hier bereits ihre Lösung gefunden hat? Ist hier nicht erwiesen, daß der Afrikaner freier Arbeit fähig ist, daß er arbeitswillig ist, ja, daß er die Probe bereits bestanden hat? Was noch fehlt, das ist Kapital, und was vorweg fehlt, das sind kluge Leiter, die diesen Kräften ihre Bahn weisen, wohlwollende Arbeitsgeber, die sich sagen, daß diese Eingebornen ungeschulte Kinder sind. Dann braucht der Afrikaner nicht lange mehr müßig am Markt zu stehen, und die Stunde kann schlagen, wo auch er im großen Entwicklungsgang der Kultur seinen Platz ausfüllen wird.

Innerafrika ist jetzt nur mit Mühe erreichbar, es hat ein verderbliches Klima, eine arme Bevölkerung, einen unbebauten Boden. Die Kulturländer Europas waren auch einst in diesem Zustand. Die Wendung zum Bessern kann ausbleiben, andere Gesetze können einwirken, andere Umstände hemmend eingreifen, aber weder der Boden, noch die Naturprodukte, noch das Klima, noch die Eingebornen an sich sind derart, daß Afrikas Hinzutritt zum großen Arbeitsfeld der Welt selbst zur späten elften Stunde nicht recht wohl möglich sei.

IV.

# Die Herzkrankheit Afrikas.

## Ihre Pathologie und Heilung.

---

IV.

# Die Herzkrankheit Afrikas.

## Ihre Pathologie und Heilung.

Das Leben des afrikanischen Eingebornen ist nicht durchweg idyllisch. Es hat eine dunkle, tief tragische, grauen- und schreckenvolle Seite, von der kein anderes Volk auf Erden zu sagen weiß. Von der hergebrachten Dienstsklaverei spreche ich nicht, sie ist nicht das Schlimmste, auch nicht von dem heidnischen Zauberwesen, dessen Bann auf dem umnachteten Land liegt, noch von den endlosen Zwistigkeiten und Fehden der Stämme untereinander. Alle diese Dinge, so beklagenswert sie sind, erblassen vor dem einen großen Frevel, der an Afrika verübt wird. Die Eingebornen, einfältig und schutzlos wie Kinder, sind die hilflose Beute eines fremden Volkes. Von Norden und Osten her dringen Araber in ihr Land ein, durchstreifen es in allen Richtungen, und wo sie hinkommen, ist die Hölle auf Erden. Es ist, als ob dies unstete und flüchtige Arabervolk nur dazu da wäre, andere ihrer Heimat zu berauben; und wo auch immer in

Afrika die Bekenner des Islam erscheinen, erweisen sie sich als Feinde des Friedens, als Zerstörer des patriarchalischen Lebens, als herzlose Zerreißer der Familienbande. Es ist nicht zu viel gesagt, ganz Innerafrika seufzt unter der von ihnen aufgerichteten Schreckensherrschaft. Sie haben das erreicht kraft eines einzigen Vorteils: sie haben Pulver und Blei; sie thun es um eines einzigen Zweckes willen: Elfenbein und Sklaven, denn diese beiden sind gewissermaßen eins und dasselbe. Der arabische Händler braucht Sklaven, um Elfenbein zu kaufen; wiederum braucht er Sklaven, die ihm das Elfenbein an die Küste schleppen. Der Eingeborne, die lebendige Menschenseele, gilt dem Araber daher nicht sowohl nur als gangbare Ware, sondern thatsächlich als Geld: man kann ihn stehlen, man kann ihn von dannen treiben, er ist allerwärts umsetzbar.

Durch ganz Innerafrika zieht sich ein Netz arabischer Stationen für diesen empörenden Großhandel. Dieselben sind gewöhnlich mit begüterten arabischen Händlern in Zanzibar oder sonst an der Küste in Beziehung, und Karawanenstraßen bilden die Verbindungslinien. Die Karawanen erscheinen in kürzeren oder längeren Zwischenräumen; sie sind stets wohlausgerüstet mit Kriegsbedarf, daher sind die schwachen und obendrein uneinigen Stämme völlig in ihrer Gewalt, und Grausamkeiten, ja schändliche Verbrechen aller Art bezeichnen ihre Spur durch das unglückliche Land. Die Araber kommen immer unversehens, sie bleiben nur eben lange genug, um ihren Zweck zu erreichen, sie verschwinden und kehren wieder, wenn die Bevölkerung

sich erholt hat und eine neue Menschenernte gehalten werden kann.

Tief im Innern geht die Schlechtigkeit so weit, daß solche Araber sich zuweilen auf ein oder zwei Jahre im Bereich eines nichtsahnenden Stammes niederlassen; sie heucheln Freundschaft, belästigen niemand und treiben ehrlichen Tauschhandel; sie bauen ihre Lieblingsgemüse und pflanzen Obstarten — der Araber führt immer Samen mit sich — als ob sie da leben und sterben wollten. Mittlerweile kaufen sie alles Elfenbein auf, dessen sie in der Gegend habhaft werden können, bis von der wertvollen Beute eine große Menge unter dem Boden ihrer Hütten begraben liegt und ihr Vorrat an Kattun und Glasperlen, ihr Handelskapital, verbraucht ist. Dann wird eines schönen Tages der nötige Streit angefangen: es folgt ein Blutbad, und nur wer tauglich ist zum Elfenbeintransport, entgeht der Schlächterei; die Grashütten des Dorfes werden in Brand gesteckt, die Araber ziehen mit ihrem Raube davon, und es beginnt der Sklavenmarsch, der ärger ist als der Tod.

Diese Schlußscene der Tragödie, der Sklavenmarsch, ist das, was die Teilnahme und den Zorn der Welt bis jetzt hauptsächlich erregt hat; allein das größere Übel ist die notwendig vorausgehende Verschlechterung und Zerrüttung der Gemeinwesen. Es ist wesentlich unerläßlich bei diesem Handel, daß die Jagdreviere der Sklavenhändler in beständiger Gärung sind, daß, um Schutz- und Trutzbündnisse unter den Eingebornen zu verhindern, die Häuptlinge fortwährend gegeneinander aufgehetzt werden. Gewinnt ein

Stamm Ansehen und Macht, dann weiß man seinen Einfluß durch aufrührerische Umtriebe unter den von ihm abhängigen Stämmen zu lähmen, oder man bedient sich seiner zu deren Schädigung. Die gegenseitigen Beziehungen der Stämme untereinander sind so verwickelt, daß es von den weitgreifendsten Folgen ist, wenn ihr Schwerpunkt auch nur in einer einzigen Gegend verrückt wird. Die Sklavenkarawane aber nährt sich wie ein Strom aus unzähligen Zuflüssen; zuerst muß sie hinreichend Umfang gewinnen, ausreichende Menschenware, um davonzuziehen, dann muß sie ihre fortwährenden Verluste ersetzen, die einfach haarsträubend sind: es gelingt ja manchen zu entkommen, das sind die wenigen Glücklichen, weit mehr bleiben entkräftet oder tot am Wege liegen. So folgt auf Sklavenjagd immer neue Sklavenjagd, ganze Länderstriche werden entvölkert, und wer nicht selbst im Lande war, hat kaum einen Begriff davon, in welcher Ausdehnung Innerafrika von diesem fürchterlichen Fluch heimgesucht ist.

Viele unter uns sind der guten Meinung, daß durch die Ereignisse nach Livingstones Tod der Sklaverei der Todesstoß versetzt worden sei. Bei Lebzeiten des großen Forschers hörte man viel von derselben; es wurde ans englische Volk appelliert, die englische Regierung nahm sich der Sache an, und auch wirklich mit einigem Erfolg. Aber die Wehklage verstummte wieder, und man vernahm seither wenig oder nichts von der forteiternden Wunde Afrikas. Greuelscenen, wie die oben berührte, wiederholen sich indessen alle Jahre, alle Monate; ich erinnere an die Schandthaten

am obern Kongo, im Kassai- und Sankaruland, von denen Wißmann berichtet, an Ähnliches in der Welle-Jnakua Gegend, das Van Gele erwähnt. Nicht lange ist's her, da konnte ein Reisender, der vom Njassa an den Tanganjika zog, noch davon erzählen, wie die ganze Südseite des Tanganjika-Sees von blühenden Ortschaften umgeben sei, der nächste, der auf seiner Spur folgte, fand kein einziges menschliches Wesen mehr vor, nur abgebrannte Hütten und bleichende Gebeine. Nicht lange ist's her — es geschah am Schluß des Jahres 1887 und am Nordende des Njassasees —, daß die Araber, nachdem sie vierzehn Dörfer zerstört und die meisten Einwohner ermordet hatten, die Bevölkerung eines Dorfes ins hohe trockene Gras trieben, dasselbe in Brand steckten und umringten, um zu erschießen oder zu durchspießen, was die barmherzigeren Flammen etwa verschonten. Der Wa-Nkonde Stamm, zu dem diese Unglücklichen gehörten, war bis dahin einer der blühendsten Völkerschaften Ost-Zentralafrikas; sie bewohnten eine Gegend von besonderer Fruchtbarkeit und Naturschönheit. Drei Flüsse, die ihnen in der trockensten Jahreszeit nicht versagten, bewässerten ihr Gebiet, und ihre Ernten waren die reichlichsten und mannigfaltigsten im Land. Sie besaßen Herden von Hornvieh und Ziegen; sie fischten im See mit Netzen; sie schmiedeten Eisen und verfertigten Speerklingen mit erfinderischem Geschick; ja daß selbst Kunstsinn bei ihnen sich zu entwickeln anfing, bewiesen die Schnitzereien an ihren Hütten, die an sich nicht ihresgleichen in Afrika hatten, weder an zweckmäßiger noch an gefälliger Bauart. Dieses

Volk, um es kurz zu sagen, war durch seine angeborne Befähigung und dank den natürlichen Vorteilen seines Landes auf dem besten Weg zur Zivilisation. Nun beachte man die raschen Stadien ihrer Zerstörung. Ein unscheinbares Rinnsal, ein Ausfluß des arabischen Stromes, der mit lautlosem Lauf und stets wechselndem Bette nie aufhört Afrika zu durchfluten, sickerte vor einer Reihe von Jahren in ihr Land. Die Araber wurden zuerst nur geduldet, sie verhielten sich bescheiden und nahmen nichts, wofür sie nicht zahlten. Sie erwarben sich Grundbesitz von den Wa-Nkonde Häuptlingen, deren Oberhoheit sie anerkannten. Mit der Zeit aber nahmen die Araber überhand, es kamen ihrer immer mehr, die Fuß faßten und anfingen sich zu behaupten. Einer der Eindringlinge wurde als „Sultan von Nkonde" zum Oberbefehlshaber erhoben. Es gab Reibereien, die Spannung wurde immer größer, und nach unzähligen kleineren Häkeleien wurde es Ernst mit der Feindseligkeit, die Katastrophe wurde herbeigeführt. Es folgte ein Blutbad über alle Beschreibung und die Überreste der Wa-Nkonde wurden aus ihrem Vaterland in die Sklaverei geschleppt. Dies ist eins der neuesten Kapitel in der Geschichte der arabischen Herrschaft in Afrika.

Deutschland, England, Belgien, Portugal suchen Länderbesitz in Innerafrika; die Humanität sucht jemand, der dieses Land verwalte, sie sucht einen, der sich seiner annehme, nicht sowohl nur als Besitzergreifer durch ein Ziehen von Grenzlinien auf der Landkarte, sondern durch Handhabung von Gerechtigkeit an Ort und Stelle; sie sucht einen mit starkem Arm

und mitleidvollem Herzen, der das arabische Joch zerbrechen und den unbeschützten Kindern Afrikas die Freiheit geben kann. Nach der oben beschriebenen Unthat war es einer Handvoll Engländer überlassen, die Mörder aufzuhalten. Während Deutschlands Augen aufs Njassaland gerichtet sind, während Portugal Eigentumsrecht daselbst sich anmaßt, während England einen Konsul dort hat — ohne ihm viel Hinterhalt zu gewähren —, damit er britische Missions- und Handelsinteressen wahre, haben zwei Mitglieder der African Lakes Company, zwei Missionare, der britische Konsul von Mozambique und zwei andere, die zufällig zu wissenschaftlichen Zwecken im Land waren, mit eigner Lebensgefahr weiterem Blutvergießen ein Ende gemacht und mit ihren Flinten das Verbrechen gerächt.

Aber auf solch ein glückliches zur-Hand-sein englischer Privatwaffen ist nicht alle Tage zu rechnen; auch ist es keineswegs die Pflicht weder des Missionars, noch des Handelsbeflissenen, in Kampf sich einzulassen. Wohl aber ist ein organisiertes Schutzsystem für Afrika eine schreiende Pflicht der Menschlichkeit, ein System, dessen eine Absicht es sein muß, die Gewalt des Arabers durch ganz Innerafrika zu brechen. Wer will diesen Schutz gewähren? Die neuesten Ereignisse am Njassa haben dies zu einer Tagesfrage für die ganze zivilisierte Welt gemacht; die Sachlage ist folgende.

Die britischen Kreuzer, deren Aufgabe seit lange die Unterdrückung des Sklavenhandels war, wurden vor einigen Jahren veranlaßt, in ihrem Eifer zu erschlaffen. Sie hatten

sich bis dahin prächtig gehalten. Die bloße Anwesenheit der stattlichen „London“ im Hafen von Zanzibar war eine Gewährleistung des Landfriedens, und die Karawanen, die in jahrelangen Zwischenräumen aus dem Innern kamen und noch immer die Schiffskanonen auf den Palast ihres Sultans gerichtet sahen, trugen die Furcht vor der Macht Englands durch die Länge und Breite des Weltteils. Der Sklavenhandel lag danieder, ja in den letzten Zügen, sofern es die Küste betraf. Was bis dahin geschehen war, war mit Erfolg geschehen; doch war es nur die halbe Arbeit. Es genügte nicht, die Kloake an ihrer Mündung zu verstopfen, die Pest hätte bis ins Innere verfolgt, es hätte ihr dort entgegengetreten werden sollen. Als aber die Sklavenjäger sich nicht einmal mehr an der Küste bedroht sahen, machten sie sich mit verdoppelter Energie an ihr greuliches Handwerk. Das Verschwinden der „London“ aus den Gewässern Zanzibars wurde von ihnen dahin gedeutet, daß England die Sache für abgethan erachte, oder daß es erlahmt sei und Afrika seinem Schicksal überlasse.

Die schlimmen Folgen erwiesen sich sofort. Der Druck war aufgehoben, das schändliche Gewerbe freigegeben; und durch ganz Afrika flog's mit Windeseile, daß Raub, Mord, Sklavenjagd wieder an der Tagesordnung seien. Es gab Araber genug, die sich das zunutze machten, und weithin erlag das unglückliche Land wieder einer Schreckensherrschaft, die in ihren wahren Einzelheiten der zivilisierten Welt nie völlig bekannt werden kann. Der Aufruhr im Njassaland wurzelt ohne Zweifel in dieser neuen Frevelära. Die Araber

wußten nur zu bald, daß zur Zeit niemand da ist, der sie zur Verantwortung zieht. In einem Landstrich nach dem andern haben sie ihr freches Spiel gewagt und gewonnen, ihre Macht ist gewachsen, Strafe haben sie nicht zu fürchten, ein neuer Sklavenmarkt hat sich aufgethan — auf den ich hier nicht weiter eingehen mag — wie sollte es da anders sein, als daß ihre Schändlichkeiten an Zahl wie an Dreistigkeit zunehmen! In der oben erwähnten Wa-Nkonde-Episode tritt der Mohammedanismus, wohl zum erstenmal in Innerafrika, der christlichen Macht unverhohlen und frech entgegen. Das ist bemerkenswert. Bisher hatte der Araber sich zu verbergen gesucht. Die bloße Gegenwart eines weißen Mannes genügte, ihn einzuschüchtern. Bei jener Gelegenheit aber hielt der Araber nicht für nötig, sein Treiben den Europäern geheim zu halten; er hielt nicht für nötig, sich aus dem Staub zu machen, sondern er machte Kehrt und griff die an, die ihm hindernd in den Weg traten. Das hat eine politische Bedeutung. Es ist ein vorbedachtes Spiel, eine Herausforderung, ein Trotzbieten; der Mohammedanismus wirft Europa den Handschuh hin. Die europäische Macht in Afrika ist uneins, der Mohammedanismus ist eins. Keine vereinzelte Bande von Arabern hätte gewagt, was jene wagten, wenn sie sich nicht sicher fühlten. Und warum sollten sie sich nicht sicher fühlen? Europa macht Worte genug um Afrika, aber es handelt nicht. Das hat der Araber ausfindig gemacht. Es ist, ethisch betrachtet, eine ganz erstaunliche Thatsache, daß England die Macht der Araber so lang in Schach gehalten hat. Die Zeiten des

Versuchs sind zu Ende, und die nackte Frage liegt vor der Welt: wer soll Herr sein in Afrika, der Araber oder der Europäer?

Wie der Europäer in Afrika herrschen könnte, ist eine einfache Sache. Die Schwierigkeit liegt in der Frage: welcher Europäer soll dort herrschen? Alle Welt erhebt Anspruch auf Afrika, es gehört niemand. Was England angeht, so ist es für dasselbe politisch nicht von so großer Wichtigkeit, wer in Afrika gewinnt; wohl aber ist es von sehr großer Wichtigkeit, daß diejenigen, welche die Ehre des Besitzes davontragen, sich der Pflicht klar bewußt seien, daß sie das Land zu verwalten haben. Die gegenwärtige Lage Afrikas ist viel zu kritisch, um einen absentee landlordism*) in solch ungeheurer Ausdehnung zu verstatten; und England sollte wohl zusehen — wenigstens sofern es das Njassagebiet angeht —, daß die verschiedenen Prätendenten entweder ihrer freiwillig übernommenen Verantwortlichkeit nachkommen, oder aber einer bloß nominellen Herrschaft sich begeben.

Wird Portugal, wird Deutschland die Njassaländer je verwalten? Wäre diese Frage bejahend zu beantworten, so läge weiter keine Schwierigkeit vor. England würde gerne Verzicht leisten, ja es sähe sich einer Pflicht überhoben; denn wenn England jenen Ländern bis jetzt auch nicht mit bewaffneter Hand zuhilfe gekommen ist, so regt sich doch immer mehr die Mahnung in seinem nationalen Bewußtsein, daß es mittelbar oder unmittelbar Hilfe gewähren sollte. Das

*) Der Aufenthalt irischer Grundbesitzer außerhalb Irlands.

Njassagebiet ist in besonderem Sinn ein Schutzkind Englands, seit Livingstones Tod liegt es auf dem Gewissen Englands. Die frühere Beziehung Großbritanniens zum Njassagebiet und damit des englischen Volkes Pflicht ergiebt sich aus Nachstehendem.

Der Njassasee ist von David Livingstone entdeckt worden. Es war im Jahre 1859. Er war damals englischer Konsul und mit mehreren Begleitern von regierungswegen nach Afrika gesandt worden; es war nicht etwa ein romantisches Privatunternehmen, sondern eine wohlgeplante Sendung mit einer bestimmten Absicht Englands. Hören wir ihn selbst darüber: „Der Hauptzweck der Zambesi-Expedition, wie unsere Instruktionen deutlich hervorhoben, war, die geographischen Kenntnisse Ost- und Zentralafrikas zu erweitern und den natürlichen Reichtum des Landes, seine Mineralien und seine landwirtschaftliche Ergiebigkeit zu erforschen. Außerdem sollten wir mit den Eingebornen ins Vernehmen treten, wir sollten uns angelegen sein lassen, sie zu Gewerbfleiß und Ackerbau zu veranlassen mit dem Gedanken an eine mögliche Ausfuhr afrikanischer Rohprodukte nach England und einer Einfuhr britischer Manufakturwaren. Wenn die Eingebornen lernen würden, die natürlichen Erwerbsquellen des Landes zu pflegen, so hoffte man, dann wäre viel gewonnen und man wäre dem allmählichen Erlöschen des Sklavenhandels darum um einen großen Schritt näher gekommen, weil die Eingebornen von selbst die Erfahrung machen würden, daß jene Erwerbsquellen mit der Zeit einträglicher und sicherer sein müssen als der Handel mit

Menschenware. Unsere Mission war der Ausdruck einer bestimmten Absicht Englands. Der Earl von Clarendon war damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten und die Zambesi-Expedition wurde unter seiner besonderen Aufsicht organisiert. Als ein Ministerwechsel erfolgte, gewährte uns der Earl von Malmesbury nicht minder warme Teilnahme. Und wiederum als Earl Russel sein hohes Amt antrat, fanden wir stets bei ihm das bereitwilligste Interesse wie die kräftigste Unterstützung. Darin liegt ein nachdrücklicher Beweis, daß unsere Sendung nicht das Ergebnis dieser oder jener Parteiwünsche war, wohl aber wurzelte sie in der nationalen Gesinnung englischer Staatsmänner, ja im Herzen des Volks."

Durch solch allgemeines Interesse an Afrika ermutigt, schickten die englischen und schottischen Landeskirchen sich an, das Werk Livingstones in ihrem Teil weiterzuführen, indem sie Missionare aussandten. Es ist diesen Sendboten gelungen, eine Gegend nach der andern unter ihren Einfluß zu bringen; dieser Einfluß ist ein stetig wachsender und die Zahl der Missionare nimmt zu.

Aber das Werk Livingstones vertrat auch äußere, nicht minder wichtige Interessen und zwar, wie die oben mitgeteilte Stelle darthut, mit der speziellen Sanktion der englischen Regierung; um dieselben weiterzuführen, wurde im Jahre 1878 die African Lakes Company gegründet. Diese Gesellschaft machte es sich zum Zweck, Ost-Zentralafrika vom Zambesi bis zum Tanganjikasee immer mehr zu erschließen,

Fleiß und Thätigkeit der Eingebornen zu ermuntern, ehrlichen Handel mit ihnen zu treiben, die Einfuhr von Rum und, soweit wie thunlich, von Pulver und Blei zu unterdrücken und die Arbeit der Missionare zu unterstützen. Diese Gesellschaft hat zwölf Handelsstationen; fünfundzwanzig Europäer und viele Eingeborne stehen in ihrem Dienst. Die „Ilala" auf dem Njassasee gehört ihr, und seit etwa Jahresfrist hat sie an der Stelle der „Lady Njassa" einen neuen Dampfer auf dem Shirefluß. Es ist ihr gelungen, eine blühende Kaffeepflanzung im Innern anzulegen und nacheinander andere Quellen des Wohlstandes zu eröffnen. Es ist dieser Gesellschaft gelungen, bei den Eingebornen das Bewußtsein im großen zu wecken, daß beides, Gewinn und Segen, in der Arbeit liegt. Sie hat es sich angelegen sein lassen, soweit es in ihrer Macht stand, den Sklavenhandel zu verhindern, Streitigkeiten der Stämme zu unterdrücken, oder wo solche ausbrachen, den Missionaren schützend beizustehen. Die African Lakes Company, um es kurz zu sagen, so bescheiden auch die Grenzen ihres Strebens und ihre Mittel sind, ist seit einer Reihe von Jahren die einzige wirkliche Verwaltung in diesem Teil von Innerafrika gewesen. Sie besteht nicht Gewinnes halber, oder richtiger, pekuniärer Gewinn liegt nur insofern in ihrer Absicht, als gesunde Handelsgrundsätze die eine Basis sind, auf der ein Unternehmen gedeihen kann, das die wirtschaftlichen Vorteile eines Volkes anstrebt. Privatkapitalien von beträchlichem Umfang sind dieser Gesellschaft zur Verfügung gestellt worden, aber durch all diese Jahre ihrer uneigennützigen Thätigkeit hat sie

den Reingewinn ihrer Arbeit zum besten des Landes wieder verausgabt.

All dies britische Privatkapital, beides der African Lakes Company wie der Missionen, all diese verschiedenartigen und nicht unbeträchtlichen Unternehmungen haben ihre Versuche auf die Hoffnung gegründet, daß England den früher gewährten Schutz nicht nur aufrecht erhalten, sondern erweitern werde. In der Theorie hat England den Standpunkt nie verlassen, den es in den Tagen der Zambesi-Expedition einnahm; eine gewisse Beziehung zwischen der englischen Regierung und Afrika ist im Gegenteil bis jetzt anerkannt worden. Zwei britische Konsuln folgten Livingstone in den Njassaländern. Als der erste derselben, Marinekapitän Foote, 1884 im Shirehochland starb, wurde alsbald ein anderer ernannt; das aber war das letzte, was geschah. Der Konsul ist dort, eine Art Erklärung, daß England noch immer ein Auge auf Afrika hat. Mit einem bloßen Auge aber ist Afrika nicht gedient, und als wir unlängst hören mußten, daß ein Vertreter der britischen Regierung am Ufer des Njassa fünf Tage und Nächte dem Feuer der Araber ausgesetzt war, schien dies eine so gründliche Warnung, daß man gern die Hoffnung daran knüpfte, es werde nun auch etwas Gründliches geschehen.

Ich maße mir nicht an, einen förmlichen Vorschlag zu machen. Zwei Möglichkeiten scheinen ausführbar, ich begnüge mich damit, sie zu nennen. Die erste ist, daß England oder Deutschland oder gleichviel welche europäische Macht, der es Ernst ist, in Zanzibar festen Fuß fasse und daselbst alsbald

erkennen lasse, daß sie weiß, was sie will. Zanzibar, die arabische Hauptstadt, ist ein Schlüssel der Lage, und ein Denkzettel, der hier den Arabern angehängt wird, kann nicht verfehlen, der ganzen mohammedanischen Gesellschaft in Afrika Eindruck zu machen.

Ein anderer Schlüssel der Lage ist die herrliche Wasserstraße nach Innerafrika, der obere Shire, der Njassasee, der Tanganjikasee, die großen Seen im allgemeinen. Als eine militärische Operationsbasis, sagen wir lieber eine Basis für Sicherheitspatrouillen, läßt sich nichts besseres wünschen als diese Binnenmeere. Ein Dampfer auf jedem — oder auch nur einmal einer auf dem Njassa und einer auf dem Tanganjika — mit einigen Depots der nötigen Rückhaltsmannschaft auf den gesunden Hochebenen ihrer Umgebung würde den Landfrieden sofort herstellen. Nur eine geringe schlagfertige Mannschaft wäre nötig; es könnten Weiße sein oder Schwarze und Weiße. Die Kosten sind angesichts des bedeutenden Erfolges gar nicht in Anschlag zu bringen: handelt es sich doch um nichts Geringeres als friedliche Zustände der ganzen Äquatorialgegend: Die Kosten wären nicht größer, als die Missionsgesellschaften aufbringen könnten, aber Waffengewalt ist nicht ihres Amts; sie wären nicht größer, als die Lakes Company tragen könnte, nur sollte diese Gesellschaft eher beschützt werden, als daß man des Landes Schutz von ihr erwarte, und die Kultur steht schon tief genug in ihrer Schuld. Jene Kosten wären nicht größer, als der freie Kongostaat übernehmen könnte, und wenn Schande und Ehre halber niemand in die Bresche tritt, kann dieses weitere

Werk der Liebe ihm wohl auch noch zufallen. Aber sei dem, wie ihm wolle, sei es in Gemeinschaft mit der Privatunternehmung, die schon so viel für das Land gethan hat, sei es allein oder im Bunde mit anderen Mächten, England kann der Verpflichtung nicht aus dem Weg gehen, die Innerafrika gegenüber auf seinem Gewissen liegt.

Ein unabhängiges Vorgehen Englands wäre nicht ohne Schwierigkeit, doch käme es darauf an, wie ein solches bewerkstelligt würde. Portugal mit seiner Küstenbesitzung hat sozusagen die Thüre in der Hand; Deutschland hat eigene Interessen in Ost-Zentralafrika. Bloß politisch betrachtet, könnte eine rein englische Occupation des Innern die Kontinentalmächte stutzig machen; es gäbe allerdings einen Ausweg. Der Antrieb dazu sollte nicht sowohl vom englischen Ministerium als vom englischen Volk ausgehen und ein ernstgemeinter guter Wille, daß es sich lediglich um das Wohl Afrikas handle, müßte unverkennbar sein. Es ist wahrlich Zeit, daß die Nationen Europas in Afrika etwas anderes als ein bloßes Schachbrett erblicken! Aber wäre es auch nur ein Schachbrett, müßten die verschiedenen Spieler nicht die Einsicht haben, daß jedes Unternehmen, das den Jammer und das Elend des gequälten Weltteils zu lindern bemüht ist, in hundertfacher Weise allen zugut kommen muß, die afrikanischen Kolonialbesitz haben?

Wäre nur einmal ein Anfang gemacht, dann wäre es gewiß keine allzu enthusiastische Hoffnung, daß ein Netzwerk friedlicher und zivilisierender Einflüsse sich allmählich durch Innerafrika verbreiten würde. Sind nicht allerwärts Mis-

sionare vorarbeitend auf dem Posten, bereit zu bleiben und das ihre zu thun? Sie verlangen nicht mehr von Europa als Schutz des nackten Lebens. Haben Handelsgesellschaften nicht Fuß gefaßt aus fast allen Nationalitäten, bereit das Land in Verbindung mit dem Welthandel zu bringen? Aber ihr Ziel kann weder ein sicheres, noch ihr Vorgehen ein energisches sein, wenn ihre vereinzelten Interessen sich nicht zusammenschließen lassen dem gemeinsamen Feind gegenüber. Die Kolonieen der verschiedenen Mächte haben sozusagen ein Zentrum im Innern, ja sie rücken diesem immer näher; eine Art Defensivallianz sollte nicht so unmöglich sein. Emin Pascha im Norden, die African Lakes Company, die britisch-ostafrikanische Association und die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft im Osten, der freie Kongostaat im Westen und Britisch-Betschuanaland im Süden, ist damit nicht schon ein Cordon um die Njassaländer gezogen? Was fehlt, ist ein Zusammenziehen dieser Occupationspunkte und die Herstellung einer Verbindung zwischen ihnen und einer zentralen Schutzmacht auf den Seen, um den Frieden Afrikas zu sichern.

V.

# Die Njassa-Tanganjika-Hochebene.

Blätter aus des Wanderers Tagebuch.

## V.

# Die Njassa-Tanganjika-Hochebene.

### Blätter aus des Wanderers Tagebuch.

Mit einer Urwaldlichtung als Arbeitskabinett, einem Ballen Kaliko als Schreibtisch, bei scheitelrechter Sonne und einer Hitze unter dem Siedepunkt, sieht sich die tropische Welt recht warm und schön an, allein begeisternd wirkt sie nicht, wenn ein Tagebuch geführt werden soll. Der Reisende ließe sich aber in den feurigen Ofen werfen, ehe er dieser Verpflichtung untreu würde, und dem harmlosen Eingebornen, der ihm sein beschriebenes und unbeschriebenes Papier nachträgt, wird von vornherein klargemacht, daß er mit wichtigeren Dingen betraut ist, als des Großmoguls Leibkoch. Mit dem Inhalt dieser kostbaren Manuskripte geht es dem Schreiber aber leicht, wie es einem mit den Photographieen seiner Angehörigen geht: man hat wohl selbst seine Freude daran, anderen aber sind sie von minder lebhaftem Interesse. Aus diesem Grund habe ich mir bis jetzt gewissenhaft versagt, meine Kinder der Wildnis dem kritischen Leser vorzuführen.

Indessen hat die Tagebuchform ihre nicht zu verkennenden Vorteile. Ich glaube daher meine Schüchternheit überwinden zu sollen, um einige lose Blätter meiner Aufzeichnungen hier einzuschalten. Besser vielleicht als eine regelrechte Erzählung werden solche Erzeugnisse des Augenblicks dem Leser es ermöglichen, sich in des Wanderers Lage zu versetzen und eine Vorstellung davon zu gewinnen, was der Afrikareisende sieht, hört, erlebt. Ich gedenke den Leser nicht mit Namen und ausführlichen Datumsangaben zu belästigen, noch will ich ihm zumuten, den eingeschlagenen Weg zu verfolgen; er möge sich aus Nachstehendem vielmehr nur ein allgemeines Bild entnehmen, wie es in einem Land zugeht, wo die Zivilisation eine ungeahnte Sache ist und der Mensch noch fast nichts von Zeit weiß.

29. September. — Mit einem bunten Gefolge von sieben Mandalla-Eingebornen, zwölf Bandawe-Atongas, sechs Chingus und meinen drei Getreuen, Jingo, Moolu und Seyid — achtundzwanzig im ganzen — verließ ich Karongas am Nordende des Njassa um halb elf Uhr. Nicht einer meiner Leute wußte ein Wort Englisch. Sie gehörten zu drei verschiedenen Stämmen und bedienten sich drei verschiedener Sprachen; die meisten aber verstanden etwas Chinanja, eine Sprache der Seegegend, von der ich auch ein wenig gelernt hatte; so konnten wir uns wenigstens gegenseitig verständlich machen. Es ist immer ratsam, Leute von verschiedenen Stämmen in der Karawane zu haben; wenn dann ein Streit ausbricht — und das geschieht fortwährend —, werden einem doch nicht so leicht alle auf einmal

untreu. Ein jeder trug auf dem Kopf einen Teil meiner Kasse — Baumwollenzeug und verschiedenartige Glasperlen sind das einzige Verkehrsmittel —, während den Zuverlässigen das Zelt, meine wissenschaftlichen Sammelkisten, die Mundvorräte und meine Gewehre anvertraut waren.

Der Weg führte zuerst durch ein Bananenwäldchen, dann über flaches, ziemlich holzreiches Land; mannigfaltige Baumarten, darunter viele Palmen und etliche Baobab. Die Hütten der Eingebornen, die über diese reiche Gegend hin zerstreut liegen, sind die besten, die ich in Afrika gesehen. Die Dächer sind sauber mit Gras gedeckt, und an den Thürrahmen finden sich sogar Anfänge einfacher Holzschnitzerei. Nach elf Kilometer wurde der Rukuru überschritten, ein stattlicher Bach, dessen Wellen große Glimmerblättchen mitführen, wie Glimmer auch an den Felsen der fernen Hügel glitzerte. Die Träger legten ihre Lasten ab und plätscherten im Wasser wie Krokodile, während ich hindurchwatete. Ein paar Schritte weiter ist ein Dorf, wo ein Feuer angezündet wurde und die ganze Bevölkerung herbeilief, um zu sehen, wie der weiße Mann wohl beim Essen sich benähme. Leider konnte ich nicht mit großem Hunger dienen, auch mochte mein Speisezettel die Zuschauer befremden, ich bemerkte nämlich, daß sie den weißen Mann für einen Schwächling in der Eßkunst hielten. „Der M'jungu ißt ja fast nichts", flüsterte einer, „der muß bald sterben!" Darauf näherte sich der Häuptling und begehrte Perlen. Da ich indessen keine ausgepackt hatte, so thaten es auch ein paar Kleinigkeiten aus meiner Tasche und ein Löffel voll Salz. Letzteres war in

der That ein Geschenk! Der Empfänger drehte mit Geschicklichkeit ein Dütchen aus einem Blatt, und nachdem er die erhaltene Delikatesse hineingeschüttet, hielt er einigen sich hinzudrängenden Bürschlein die offene Hand hin, die einer nach dem andern ihm ableckte. Salz ist für den Nordend-Afrikaner des Njassa der größte Genuß und die größte Seltenheit; und die Gier, mit welcher die junge Schar die homöopathische Gunst hinnahm, bewies nur das Instinktmäßige ihrer Begehrlichkeit. Oft habe ich Afrikanerjungen die Wahl gelassen zwischen einer Messerspitze voll Salz und einem Stück Zucker; sie gaben stets dem Salz den Vorzug. Als Gegengeschenk verehrte man mir zwei große Kürbisflaschen voll geronnener Milch, von welcher ich natürlich zu trinken vorgab, ehe ich sie meinen Leuten überließ.

Ungefähr fünf Kilometer weit zog sich dieselbe Landschaft hin mit hohem Bohnengewächs, Ricinusbäumen und Wälschkorn; Dörfer waren keine mehr sichtbar. Die Bananen sind hier meist stattlich. Es giebt viel Weinpalmen. Nach dem fünfzehnten Kilometer erreichten wir die ersten Hügel des ansteigenden Hochlands. Eine etwa siebenhundert Meter breite, durch den Fluß gerissene Kluft bot den natürlichen Eingang durch den ersten Bergwall, ein niederer Rundrücken von feinkörnigem dunkelrotem Konglomerat. Demselben eine gute halbe Stunde entlang gehend, erreichten wir eine weite eirunde Fläche zwischen den Hügeln — offenbar ein ehemaliger Seekessel — und indem wir die Windungen des Flusses etwa zwei Kilometer weiter stromauf verfolgten, gelangten wir durch eine romantische enge Schlucht in ein offenes Thal,

wo wir am Flußufer für die Nacht Halt machten. Uns gegenüber, auf der andern Seite des Flusses, standen ein paar Hütten, deren Bewohner nach vorsichtigem Spähen sich herbeiließen, uns für etliche Meter Zeug einiges von ihrem Vorrat an „ufa“ (Hirsemehl) und süßen Kartoffeln zu überlassen.

1. Oktober. — Mit Tagesgrauen erschien Moolus Gesicht zwischen meinen Zeltvorhängen; er kam als Unglücksbote. Vier meiner Leute waren über Nacht auf und davon. Alles ging so schön von statten gestern, daß ich mir schmeichelte, diese herkömmliche Überraschung werde mir erspart bleiben; ist dieselbe doch die ärgerlichste aller Verdrießlichkeiten, die sich der Reisende gefallen lassen muß, denn die ganze Expedition liegt danieder, bis neue Rekruten aufgetrieben werden können, um die fahnenflüchtigen Träger zu ersetzen. Die Missethäter waren sämtlich von Bandawe. Sie hatten nichts zu klagen, hatten auch nichts gestohlen; es war purer Mangel an Unternehmungsgeist. Ein unbekanntes Land lag vor ihnen, die Regenzeit nahte, und ihre Lasten waren nicht federleicht; da bekamen sie Heimweh und gingen mir durch. Nun hatte ich noch drei Bandaweleute in der Karawane und wußte, daß das Beispiel ansteckend wirken würde; ich beauftragte Moolu daher, ihnen das Ereignis mitzuteilen und sie sofort zu mir zu schicken. Sie erschienen denn auch alsbald in meinem Zelt. Wie nun aber mit ihnen fertig werden? Ihre Mundart war mir fremd, und doch war klar, auf irgendeine Weise mußte ich ihnen ins Gewissen reden. Ich zog meinen Revolver unter meinem Kopfkissen hervor und legte ihn vor mich. Ob ich wohl aussah wie ein

Richter bei Verkündigung eines Todesurteils? Eine Rede mußte ich halten. Mit einer Bemerkung übers Wetter fing ich an und ging dann auf die Mineralogie Afrikas über; dies führte zu einer warmen Verteidigung des Völkerrechts, alles natürlich mit den vernichtendsten Worten. Die drei Sünder, die sich gar nichts bewußt waren, zitterten wie Espenlaub. Ich gewahrte meinen Vorteil, trug mit erhobener Stimme den siebenundvierzigsten Lehrsatz im Euklid vor und schloß mit einem zermalmenden quod erat demonstrandum. Den zweiten Auftritt durchlebte ich allein; ich lag wiederum auf meinem Kissen und weinte vor Zorn — über mich selbst nämlich. Es war ja eine jämmerliche Kriegslist, aber ich weiß heute noch nicht, auf welch andre Weise ich denselben Eindruck hätte hervorbringen können; es war ein vollständiger Sieg. Diese drei Männer waren von Stund an meine getreuesten Diener. Sie glaubten, sie verdankten meiner Güte ihr Leben. Ich hätte sie ja totschießen können, denn nach dem in Afrika herrschenden Brauch waren sie für die Missethat ihrer Stammesgenossen mit ihrem Leben verantwortlich.

Seyid und Moolu unternahmen sofort einen Streifzug, um andere Träger aufzutreiben, erhielten aber allerwärts abschlägigen Bescheid. Eingeborne kamen zwar massenhaft an uns vorüber, aber sie hatten's eilig; offenbar war etwas von lokaler Angelegenheit im Werk. Wir waren auch nicht lange in Ungewißheit, es war Krieg! Die Angoni, hieß es, hätten sich hinter einem benachbarten Hügel zusammengezogen und hätten bereits einen Mann getötet. Das hätte einen

befremden können, allein ich glaubte nicht recht daran, bis mit einemmale eine lange Reihe bewaffneter und bemalter Krieger im Laufschritt an mir vorbeistürmte. Sie hielten vollständig Schritt im Reihenmarsch und trugen Fußspangen mit kunstlos gearbeiteten Glöckchen, deren taktmäßiges Gebimmel ordentlich einen kriegerischen Klang hatte. Der Flügelmann schwenkte eine rot und weiße Fahne, und jeder dieser Krieger trug einen Schild, sowie etliche leichte Speere. Der Vorläufer war ein phantastisch aufgeputzter Schwarzer, der ein schauerliches Schlachtlied auf einer Rohrpfeife zum besten gab. Dieser Hauptabteilung folgten in kürzeren oder längeren Zwischenräumen noch mehr Krieger, zu zweien und dreien, so wie sie offenbar von da und dorther gerufen waren, und ich muß sagen, das Ganze sah aus, als ob es bitterer Ernst wäre. Der letzte Kämpfer war kaum verschwunden, da erschien ein anderer Zug von der entgegengesetzten Seite; es waren die Weiber und Kinder der bedrohten Dörfer weiter oben im Thal — ein herzbrechender Anblick! Die Ärmsten waren von allen Altersklassen, von allen Größen, von der zitternden Großmutter bis zum acht Tage alten Kind. Auf ihren Köpfen trugen sie allerlei Hausgötter und selbst ganz kleine Kinder schleppten sich mit einer Kürbisflasche, einer Grasmatte, ein paar Hühnern oder einem Armvoll süße Kartoffeln. Wahrscheinlich waren sämtliche Habseligkeiten des Dorfes vertreten. Auch ein paar Geißen und Kälber liefen mit und ein Trupp Jungen trieb eine Kuhherde hinterdrein. Die armen Weiblein beschleunigten ihre Flucht, als sie an meinem Zelt vorüberkamen, indem sie verstohlene und

nicht gerade vertrauensvolle Blicke nach mir warfen; vielleicht hielten sie mich mit meiner Karawane für eine Plänklerabteilung der Angoni. Das Dorf auf der anderen Seite des Flusses, dessen feuererleuchteter Anblick uns am Abend zuvor erfreut hatte, als die Einwohner friedlich vor ihren Hütten saßen, oder in der Abendstille fischten, lag bereits verödet: die Männer in den Krieg gezogen, die Weiber auf der Flucht, sie wußten nicht wohin. Das ist ein häufig wiederkehrendes Kapitel in der Geschichte Afrikas. Die größten und mächtigsten Stämme ausgenommen, ist kein Eingeborner seiner Hütte auch nur auf vier Wochen sicher.

Es nahm mich wunder, daß meine Leute so ruhig blieben. Sie schlenderten mit der größten Kaltblütigkeit umher. Daran war lediglich meine Gegenwart schuld. Die bloße Anwesenheit eines weißen Mannes gilt überall in Innerafrika als eine Gewährleistung vollkommener Sicherheit. Nicht seine Flinten sind es, nicht sein stattliches Gefolge, er selbst ist sein Schutz. Er ist über die Sterblichkeit erhaben, er ist ein Geist! Wäre ich nicht dagewesen, oder hätte ich Furcht verraten, so wäre meine ganze Bande auf und davon und hätte erst am Njassa wieder Halt gemacht. Ich hatte mich bereits so in die Überlegenheit des weißen Mannes eingelebt, daß die Ereignisse des Vormittags mir nicht die geringste Sorge machten, und ich verbrachte den Tag wie gewöhnlich, mit meinen naturwissenschaftlichen Sammlungen beschäftigt.

Es war unmöglich, aufzubrechen und die Lasten zurückzulassen; ebenso unmöglich schien es, Träger in der Nähe

zu finden. Als letzte Zuflucht schickte ich Seyid mit einem Brief an die Niederlassung am See zurück, in welchem ich mir von dorther sechs oder acht Eingeborne ausbat; das aber bedeutete einen Aufenthalt von zwei oder drei Tagen mindestens, was bei der nahen Regenzeit bedenklich war.

Ich fabrizierte einen Zeltüberhang, sammelte und las; man spürt die Hitze nur, wenn man unbeschäftigt ist. Als die Sonne am Himmel stieg, errichteten meine Leute höchst einladende Lauben für ihre eigene schwarze Haut, sinnreiche Erfindungen aus Grasgeflecht und Binsen mit einem dichten Dach aus Bananenblättern.

Verlegte mich aufs Brotbacken, Jingo und Moolu thaten ihr bestes als Bäckergesellen; wir probierten's zweimal, es mißlang aber schmählich. Da bleibt nichts übrig, als sich mit den Blechbüchsen zu trösten. Ich habe übrigens einen schönen Vorrat von Hühnern, die ich gestern für Perlen erstand. Maraja hat das Fieber. Siamuka, ein zweiter Träger, den wir krank zurücklassen mußten, kam heute dahergeschwankt und sah recht elend aus. Ich nahm ihn sofort in die Kur und gab ihm ein paar Meter Zeug, um sich einzuwickeln. Gegen Sonnenuntergang hätte ich doch gern gewußt, was eigentlich aus der Schlacht geworden, und siehe, da kamen auch schon die Helden wieder, die ich am Morgen hatte ausziehen sehen. Es war nichts mit dem Krieg; die Angoni waren nicht zu finden. Es war blinder Lärm gewesen, wie es bei den Leuten dort in ihren untergeordneten Zuständen fortwährend vorkommt. Noch vor Nacht kamen auch die Weiber und Kinder in hellen Haufen zurück, und

am andern Morgen war's wiederum gemütlich im Dorfe gegenüber; man saß vor den Hütten und rauchte seine Pfeife wie vorher.

Dienstag, 2. Oktober. — Nach einer Frühtasse Kakao zog ich mit meinem Hammer aus, um die Thalprofile zu untersuchen. Kam hungrig zurück und that der Kochkunst Jingos alle Ehre an, der eigentliche Koch ist ja mit der Notflagge in Karongas. Moolu krank! Das ist nun schon der dritte, den das Fieber gepackt hat, seit wir den See verlassen haben. Kaufte „ufa" und Bohnen und gab den Leuten gebogene Stecknadeln zum Angeln. Hielt große Wäsche mit Jingos Hilfe. Nachmittags kam endlich die ersehnte Verstärkung von Karongas. Allem nach war der Häuptling betrunken, als meine Botschaft ihn erreichte, aber mein Landsmann Munro am See schickte mir etliche seiner eigenen Leute.

Neues Unglück! Ein anderer meiner Träger suchte um seinen Abschied nach, indem er mir zwei Jünglinge vorführte, die er überredet hatte, für ihn einzutreten. Seine Entschuldigung war, daß er sich eines schlechten Namens in Mweni-Wanda erfreue und sich sehr fürchte, mich dahin zu begleiten; ich hingegen hatte ihn stark in Verdacht, daß seine Frisur ihn zum Feigling machte; wie alle Afrikaner trug er seine Last auf dem Kopf und das mochte ihm sein herrliches Haarwerk verderben. Selbst Afrika hat seine Dandies und dieser Mann war der richtige Geck. Natürlich beziehe ich das nur auf seinen Kopf, denn da sein Haar seine einzige Bekleidung ist, abgesehen von dem Lendentuch aus Rinde,

das keinen Anlaß zu Variationen bietet, so konnte er seine große Seele nur in der Herstellung seines Kopfschmuckes ausströmen. Das Haar des Afrikaners ist zwar im besten Fall nicht länger als das Gelock eines jungen Pudels, aber die Eitelkeit macht selbst einen Narren erfinderisch, und aus so geringem Material hatte sich dieser Edle ein wahres Kunstwerk aufs Haupt gebaut. Zuerst salbte er sich mit Erdnußöl, dann wurde das Haar zu lauter kleinen Kügelchen zusammengedreht, einem Büschel Holunderbeeren nicht unähnlich, und diese in symmetrische Muster abgeteilt, in Kreise, Halbkreise und Vierecke, wie Gartenbeete. Um solches Meisterwerk vor nächtlicher Zerstörung zu schützen, hatte mein Schwarzer sich ein Kopfkissen ersonnen, ohne welches er nicht auf Reisen ging. Es war eine Vorrichtung aus Holz und baumelte beim Marsch kühn an seiner Lanzenspitze. Ich brachte ihn schließlich dazu, mir das Ding um einen Meter Zeug zu verkaufen, aber so viel war sicher, daß er sich nach dem Handel nicht eher wieder aufs Ohr legte, als bis er sich einen Ersatz zurechtgemacht hatte.

12. Oktober. — Die Anker wurden gelichtet, sobald die Sonne am Himmel stand. Allerlei Kniffe und Schliche unter den Leuten, sich die leichteste Last zu sichern. Früher brachte der kritische Moment des Aufbruchs leicht Fieberanfälle und merkwürdigerweise waren der tückischen Krankheit diejenigen am meisten ausgesetzt, die am schwersten tragen sollten. Da mußte die Arzeneikunst einschreiten und eine Mixtur von Pfeffer, Senf, kaltem Thee, Bittersalz, oder was sonst gerade zur Hand sein mochte, mit einer Beigabe

Chinin, hat Wunder gewirkt. Aber ich kann den muntern Burschen alles hingehn lassen, wenn ich bedenke, daß sie mir weder mit Toilette noch mit Frühstück die kostbare Morgenkühle vertrödeln. Daß der Afrikaner sich morgens nicht wäscht, wird man gern glauben, daß er aber nüchtern an sein Tagewerk geht, ist eine andere Sache! Flink und frisch erhebt er sich vom Boden, auf dem er die Nacht durch wie ein Kloß gelegen, schüttelt sich wie ein Pudel, lädt seine Last auf und ist marschfertig. Nicht einmal zu Mittag ist seine Mahlzeit der Rede wert, wenn er kann, thut er sich dann mit einem Trunk Wasser und mit einer Pfeife gütlich; letzteres ist übrigens ein ganz oberflächliches Geschäft, denn eine Pfeife reicht für ein Dutzend Männer aus. Jeder thut einen oder zwei Züge aus dem großen hölzernen Kopf, dann geht die Pfeife weiter und macht selten zum zweitenmal die Runde.

Ich wunderte mich oft, wie die Eingebornen zu Feuer kommen, wenn sie allein unterwegs sind, und stellte sie auf die Probe. Als ich eines Tages wie üblich um „motu“ angegangen wurde, verabfolgte ich mein Zündholzschächtelchen mit einem einzigen Hölzchen darin. Gewöhnlich war ich es, der das Streichen besorgte, denn das galt für ein sehr kühnes Experiment. Ich war ziemlich sicher, daß es meinen guten Schwarzen mit ihrem einen Hölzchen mißglücken würde. Das war auch der Fall, und als sie mir das leere Schächtelchen hinhielten, sah ich verloren und so unnahbar als möglich drein. Ein unschlüssiger Moment, dann zog einer aus dem zusammengehefteten Stück Affenfell, das ihm

als Reisetasche diente, ein drei Zoll langes Klötzchen hervor, durch welches er mit der Spitze seines Speeres ein rundes Loch von der Größe eines Pfennigstücks bohrte; danach legte er die Speerklinge flach als Unterlage auf die Erde und riß ein Stückchen Holzfaserstoff von seinem Lendengürtel, das er darüber spannte, worauf sein Nebenmann das durchbohrte Hölzchen fest darauf hielt. Nun suchte er sich unter seinen Pfeilen einen dünnen Bolzen von hartem Holz aus, steckte diesen senkrecht in das Loch und fing an ihn mit riesiger Schnelligkeit zwischen den flachen Händen zu quirlen. In weniger als einer halben Minute stieg leichter Rauch auf, noch ein paar rasche Reibungen, dann ein anfachendes Blasen und die Flamme war da. Das Feuer entsteht natürlich in dem Klötzchen, das irgendein weiches Holz ist, und der geweckte Funke fällt durch das Loch auf den leicht entzündlichen Faserstoff.

Unsere tägliche Marschordnung war etwa folgende. Bei Tagesanbruch wurde das Zelt abgebrochen. Die kühle Morgenstunde ist in den Tropen viel zu kostbar, als daß man sich Zeit zu einer ordentlichen Mahlzeit nimmt, doch hält eine eilige Tasse Kaffee, während gepackt wird, die gute Gewohnheit des Frühstücks aufrecht. In zwanzig Minuten waren die Leute marschbereit, etwaige Verdrießlichkeiten über ein Pfund mehr oder weniger Gewichttragen beigelegt, und man nahm den Weg unter die Füße. Gewöhnlich war ich selbst an der Spitze, einmal um die Gegend besser überschauen zu können, dann um mir kein Wild entgehen zu lassen, das etwa schußgerecht käme, und schließlich wohl

deshalb, weil sonst niemand da war, der sich auf die Führerschaft besonders verstanden hätte. Dicht hinter mir schritt mein Leibdiener, ein Makololo, der meinen geologischen Hammer, eine Wasserflasche und mein geladenes Gewehr trug. Der weiße Mann hat in der Regel genug an sich selbst, seiner Pistole und einem doppelt überzogenen Regenschirm, der neben einem dichten Korkhelm ihn vor der Gefahr des Sonnenstichs schützt. Nach Jingo kam der Koch, ein Mananja, der zwar kein besonderer Kochkünstler war, aber um so mehr Ausredekunst entwickelte, wenn es darauf ankam, das Verschwinden von Eßwaren zu erklären. Dem Koch folgte der dritte meiner vertrauten Diener mit einem Gewehr und dem Arzeneikasten. Dann nacheinander die gemeine Mannschaft und abermals ein Flintenträger, ein Nachtrab, der damit beauftragt war, etwaige Fahnenflucht zu verhindern. Von halb sechs Uhr an wurde der Marsch meist fortgesetzt, bis die höher steigende Sonne so gegen zehn oder spätestens elf Uhr das Gehen zur Qual machte. War man so glücklich, einen schattigen Ort und Wasser zu finden, dann folgte ein längeres Ausruhen bis drei Uhr nachmittags und irgendeine improvisierte Mahlzeit; dann Weitermarsch bis Sonnenuntergang. Das Schlimmste war stets die Unterbrechung. Da wurden Beobachtungen angestellt, naturwissenschaftliche Dinge gesammelt und geordnet — jeder der Leute hatte die Pflicht, bis zum Abend ein Sammelkästchen zu füllen — sonst aber gab es nichts zu thun, wozu es nicht viel zu heiß gewesen wäre. Es war zu heiß um zu schlafen, zu lesen hatte man nichts, und es war niemand da, mit dem man sich hätte unter-

halten können; Briefe schreiben konnte man auch nicht, denn der nächste Postkasten war ein paar hundert Stunden entfernt. Der einzige Zeitvertreib war, Häuptlinge zu empfangen, die mit ihrem Gefolge ab und zu um diese Stunde erschienen, um den weißen Mann anzustaunen. Solche Begegnungen waren anfänglich recht unterhaltend, aber die erbärmlichen Vorstellungen, die ich geben mußte, wurden mir bald unausstehlich. Da sollte man sich vor einer Rotte Wilder produzieren und seinen Rock auf und zuknöpfen, sie hatten ihr Lebtag noch keinen Rock gesehen und starrten mit offenen Mäulern; oder man sollte, blaues Wunder! ein Zündhölzchen streichen, oder die Pistole abschießen, oder dem und jenem sein Lendentuch mit dem Brennglas in Brand stecken. Oft drei-, viermal des Tages mußte ich mit diesen Kunststücken herhalten und lernte so recht nachfühlen, wie es Schwertschluckern, Feuerfressern, dem Mann mit der eisernen Kinnlade und all dem Gelichter unserer Meßbuden ums Herz sein mag.

Das gewöhnliche Vorspiel einer derartigen Begegnung war das Eintreffen einer Gesandtschaft, zwei oder drei vor Angst schlotternde Sklaven, die der Häuptling vorausschickte, um zu erkundigen, ob der weiße Mann sie aufessen werde oder nicht. Ihr Geschenk, Hirse oder sonstiges Korn, wurde natürlich stets huldvoll entgegengenommen. Daraus wurde geschlossen, daß ich wenigstens teilweise Vegetarianer sei, worauf der Häuptling mit seinem Gefolge sich heranwagte und der gesamte Hofstaat mit langen Speeren im Halbkreis um mich her kniete. Dann folgte Rede und Gegenrede, und

nun war an mir die Reihe, Gaben zu spenden, ein paar Meter Zeug für gewöhnlich; wenn es ein sehr vornehmer Häuptling war, wurde dann noch ein leerer Fleischextrakt-topf, oder eine alte Blechbüchse mit großer Umständlichkeit überreicht. Was ich sonst mitführte, meine Instrumente und dergleichen, interessierte diese Leute nicht im geringsten, ja, in meiner ganzen Ausrüstung waren wohl keine sechs Gegen-stände, welchen sie nur einen Begriff abzugewinnen vermochten. Der Besitz des weißen Mannes geht über ihren Horizont, sie können sich nicht einmal darüber wundern. Das eine große Mirakel war stets das Brennglas; sie hatten noch nie Glas gesehen und hielten es für mazi, d. i. Wasser; daß das mazi aber nicht verschüttet wurde, wenn ich's einsteckte, war ihnen unfaßlich. Wenn ich den Spiegel aufs trockene Gras richtete und es in Brand steckte, dann waren sie außer sich vor Schreck. „Er ist ein mächtiger Geist", schrieen sie, „er kann Feuer von der Sonne herunterzaubern!" Diese eine Bemerkung erklärt das ganze Geheimnis von des weißen Mannes Einfluß und Macht über alle unzivilisierten Stämme. Des Reisenden Freunde in der Heimat können nicht genug darüber staunen, daß er den Mut hat, allein und ohne Schutz unter die Wilden zu gehen, und daß er dabei in keiner besonderen Gefahr schweben sollte, ermordet oder be-raubt zu werden. Die Erklärung liegt einfach in seiner moralischen Überlegenheit, in seinem Wissen, in seiner Kultur. Der Afrikaner erblickt im weißen Mann ein höheres Wesen. Seine gewöhnlichsten Handlungen sind Wunder; seine Kleider, seine Flinten, seine Kochgeräte sind etwas Übernatürliches.

Wo er hinkommt, ist sein Wort Gesetz; er hat es in der Hand, Krieg und Totschlag zu verhindern. Ein einziger Europäer kann sich in Innerafrika niederlassen, wo er will, und habe er zwanzig Quadratmeilen von Heiden um sich her, so wird er in kurzem ihr König, ihr Gesetzgeber, ihr Richter sein. Ich fragte einmal meine Leute geradezu: „Warum schlagt ihr mich nicht tot und nehmt meine Flinten und den Kattun und die Perlen?“ „Oh“, war die Antwort, „wie sollten wir einen Geist totschlagen!“ Ihr Respekt vor dem weißen Mann ist denn auch manchmal ganz rührend. Wenn Krieg oder Krankheit droht, dann bitten sie ihn kniefällig um Hilfe, und so unbegrenzt ist ihr Glaube an seine Allmacht, daß ein gewissenloser Mensch, der sich das zunutz machen und Stecknadeln, oder Knöpfe, oder Papierschnitzel, oder was es auch sei, als Geheimmittel gegen das Sterben an sie austeilen wollte, sich in den Besitz alles Elfenbeins einer Gegend, ihrer einen kostbaren Habe setzen könnte.

Die wirklichen Gefahren, die dem Reisenden drohen, sind einfacherer Art. In Innerafrika sind die besten Jagdgründe der Welt, hier giebt es Elefanten, Büffel, Löwen, Leoparden, Rhinocerosse, Flußpferde, Giraffen, Hyänen, Zebra und unzählige Reh- und Antilopenarten. Die Wälder sind voll Fallen, um diese Tiere zu fangen, tiefe Gruben mit einem mit Widerhaken versehenen Pfahl in der Mitte, und das Ganze so geschickt und dem Waldboden ähnlich mit Rasen und grünem Zeug überdeckt, daß es eines geübten Auges bedarf, um die Gefahr zu merken. Mehr wie einmal

geriet ich ahnungslos zwischen zwei solche Fallgruben, wo ein Schritt zur rechten oder linken fast sicheren Tod gebracht hätte. Auch kann man auf Schritt und Tritt Schlangen gewärtigen, besonders die scheußliche, überaus giftige Puffotter; und beim Baden, wozu man nur allzugern jede sich bietende Gelegenheit benutzt, ist man nur mit der größten Umsicht der teuflischen List des Krokodils gewachsen.

13. Oktober — Ich war heute einmal meinen Leuten eine ziemliche Strecke voraus und stieß auf ein Nashorn. Das Tier — es ist einsiedlerischer Anlage — schnupperte im Wald umher mit dem Rüssel auf der Erde und sah mich nicht, obgleich es keine zehn Schritte von mir entfernt war. Ich hatte nichts bei mir als meinen Hammer und eine Pistole, es blieb mir daher nichts übrig, als mich auf den Boden zu ducken und die Entwicklung abzuwarten. Nach einiger Zeit kam mein Gewehrträger hinter mir her, aber unglücklicherweise war der Dickhäuter mittlerweile verschwunden und nicht mehr aufzufinden. Das verursachte mir im Augenblick ordentlichen Kummer, obschon ich jetzt durchaus keinen triftigen Grund anzugeben wüßte, warum ich das Geschöpf hätte umbringen sollen. Bei kühler Überlegung ärgert man sich über den sog. typischen Engländer: „Was für ein himmlischer Morgen, bei so schönem Wetter muß man was totschießen!" Ich kann nur sagen, wenn die Versuchung an einen herantritt, wird fast jeder zum Jagdteufel.

Wir sind jetzt zwölfhundert Meter über dem Meer und rücken dem Äquator täglich näher, letzteres merkt man aber

nicht am Klima. Es ist ein landläufiger Irrtum, daß die Hitze desto größer werde, je näher man dem Äquator kommt. Wäre dies der Fall, dann müßte Afrika, wovon ein so bedeutender Teil in den Tropen liegt, der heißeste Weltteil sein, und seine bedeutenden Äquatorialgebiete wären für den Europäer einfach unerträglich. Das afrikanische Klima wird aber umgekehrt gemäßigter, wenn man sich dem Äquator nähert und zwar einesteils darum, weil beim Vorrücken im Innern die Höhe stetig zunimmt, anderenteils deshalb, weil der Feuchtigkeitsgehalt der Luft sich mehrt. Zentralafrika liegt neun- bis fünfzehnhundert Meter über dem Meer; nun fällt aber das Thermometer ungefähr einen Grad C. bei je hundertundfünfzig Meter Höhe, folglich ist das Innere Afrikas bedeutend kühler als seine Küste. Die Äquatorialländer der ganzen Welt haben bessere klimatische Verhältnisse als die Ausläufer der gemäßigten Zone. Im tropischen Afrika ist es nachts ordentlich kühl und man legt sich selten schlafen, ohne sich hübsch in seine Decken zu wickeln. New York ist oft viel heißer als Innerafrika, denn während in Amerika selten ein Sommer vorübergeht, in welchem das Themometer nicht auf 38° C. oder auch darüber stiege, stand das meinige im heißesten Monat des Jahres, den ich in Afrika verbrachte, nie über 35° C.*). Ja, ich habe in Afrika nie so von der Hitze gelitten, als man es z. B. in Malta erleben kann, oder auch nur an einem schwülen Augusttag in Süddeutschland oder Italien.

---

*) 28° R.

Andrerseits sind die senkrechten Sonnenstrahlen dort natürlich viel mächtiger; wenn man aber die Vorsicht beobachtet, im Schatten zu bleiben — und ein guter Regenschirm genügt — dann ist durchaus nichts im afrikanischen Klima, was des Europäers Gemüt oder Galle groß aufregen sollte. Man leidet eigentlich nur dann unter der Hitze, wenn das Fieber einen erfaßt hat, oder wenn es im Anzug ist, was man nicht immer weiß; dann allerdings ist die Hitze zum Rasendwerden und man hat nicht Worte, seiner Empfindung gegen die glitzernde Sonnenkugel Luft zu machen, deren Lauf durch den strahlenbrandigen Zenith einen täglich zur Verzweiflung bringt.

15. bis 22. Oktober. — Wir sind an so günstiger Stelle, daß ich eine Woche hier zubrachte. Die Tagesordnung ist stets dieselbe. In aller Frühe bringt mir Jingo eine Tasse Kaffee ins Zelt, dann nehme ich mein Gewehr zur Hand und schlendere ins Freie; eine Stunde später wird ordentlich gefrühstückt. Danach werden die am Tag zuvor gefundenen Insekten sortiert und die dickleibigen zum Austrocknen an die Sonne gehängt. Die Ameisen aus den Sammelkisten und Speisevorräten zu vertreiben, ist auch eine tägliche und recht ärgerliche Beschäftigung, denn manche sind so schlau, daß nichts vor ihnen sicher ist, und andere wieder so klein, daß sie überall eindringen, und zwischen den schlauen und den kleinen und den leckermäuligen und den allesfressenden und denen, die's offenbar auf meine Sammlungen abgesehen haben, wird einem das Leben, um nicht zu sagen die Wissenschaft, recht erschwert. Bis jetzt sind es wirklich nur die geologischen Gegenstände, die allen Angriffen

gespottet haben, aber selbst meine Steinsammlung untersuche ich alle Morgen mit der geheimen Furcht, irgendein Ameisengenie möchte entdecken, daß auch Granit zu den Eßwaren gehört. So vergehen einige fleißige Vormittagsstunden, dann kommt eine genußreiche Ruhezeit: in einem mit Grün überwachsenen trocknen Flußbett habe ich mir ein Plätzchen gefunden, wo ich den Rest des Tages ganz idyllisch verbringe. Hier herrscht Kühle selbst zur Mittagsstunde, und Stille und unaussprechliche Einsamkeit. Hier bin ich umgeben von Vögeln und anderen Tierchen, von Blumen und Insekten, beobachte sie und suche mich in ihr Dasein zu versetzen. Stundenlang dasselbe Stückchen Weltall zu betrachten, verstehen zu lernen, wie sich seine mannigfaltige Geschichte entwickelt, dem fortwährenden Entstehen neuen Lebens zuzuschauen, sich keine Veränderung der geringsten Einzelheiten, keinen Wechsel in ihrer Umgebung entgehen zu lassen, sich alles, besonders aber das längst Bekannte, immer wieder anzusehen, und all dies geduldig und ehrerbietig thun: das ist der einzige Weg, die Natur zu studieren.

Gegen Nachmittag kommen die Leute mit ihren Kistchen voll Insekten zurück, denn jeder hat seine bestimmte Aufgabe in dieser Hinsicht an jedem Lagertag. Ist die Zahl nicht erreicht, dann muß der Saumselige noch einmal in den Wald zurück und mehr suchen. Um fünf oder sechs begebe ich mich in mein Zelt zur Hauptmahlzeit, der ein Stündchen Feierabend am Lagerfeuer folgt. Dann legt man sich schlafen; d. h. man legt sich, das Geplauder der Leute ums Zelt her hindert einen aber noch eine gute Weile am Einschlafen.

Nach Sonnenuntergang ist ihre fröhlichste Zeit, da halten sie ihr Haupt-Ufa-Fest. Das Schwatzen und Lachen um die Feuer her dauert oft bis nach Mitternacht und das ergiebigste Thema ist stets der weiße Mann selbst: was der weiße Mann that, und was der weiße Mann sagte, und was der weiße Mann schoß, und was der weiße Mann etwa dachte, wollte, aß oder trank. Warum ich überhaupt unter ihnen weile, ist ihnen ein ständiges Rätsel, und zu was für Zauberspuk ich all die Steine und Insekten sammle, ist ihnen ein Gegenstand endloser Verwunderung.

Daß sie übrigens meine Zwecke einigermaßen mit Interesse begleiten, erwies sich in dieser Woche. Eines Abends spät erschien eine Deputation in meinem Zelt, um mir kund zu thun, sie hätten ein ganz merkwürdiges krabbelndes Ding an einem Stecken unter dem Feuerholz entdeckt. Ich erhob mich sofort und ließ mir beim flackernden Feuerschein eines der seltsamsten Insekten zeigen, das ich je zu Gesicht bekommen. Es war über zwei Zoll lang und klebte regungslos an einem Stückchen Holzwerk, in täuschender Weise Leblosigkeit nachahmend, nach Art der Mantiden, zu welchen es offenbar gehörte. Das Auffälligste war eine glänzende kohlschwarze Spirale mit einem ebenso schwarzen großen Fleck mitten auf dem Rücken, einem großen starrenden Auge nicht unähnlich und ein seltsamer Kontrast mit der sonstigen gelblichen und grünlichen Färbung des Insektes. Ich besann mich natürlich auf eine Nachahmung anzeigende Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung und erinnerte mich plötzlich einer großen löcherigen Flechte, die ringsum einzelne Bäume be-

deckte und deren getreues Abbild dieses Insekt war. Daß es nicht nur seltsam, sondern auch selten ist, schloß ich aus der Verwunderung der Eingebornen, die behaupteten, nie ein derartiges Geschöpf gesehen zu haben.

22. Oktober. — Seit einigen Tagen drohte Wassermangel und heute früh war unser kleiner Teich eingetrocknet, daher befahl ich aufzubrechen. Wir zogen in nordwestlicher Richtung über wellenförmiges Waldland von dannen und erreichten ein Dörfchen an fließendem Wasser. Der Häuptling, ein leutseliger alter Herr, ließ sich nach vorsichtigem Rekognoszieren herbei, die Vorstellung mit seiner Gegenwart zu beehren; ein Geschenk an Mehl, das er mitbrachte, sollte ihm die Gunst der weißen Hauptfigur sichern. In Anerkennung seiner wohlwollenden Gesinnung gab ich ihm etwas Zeug und eine leere Arzeneiflasche für seinen Schnupftabak. Die Schnupftabaksdose der Eingebornen besteht aus einem mit Schnitzwerk verzierten Holzrohr, das in Ermangelung einer Rocktasche an einem Riemen um den Hals getragen wird. Das Schnupfen ist allgemein in hiesiger Gegend.

Es ist viel heißer hier, obschon wir fast so hoch sind (dreizehnhundert Meter) als an der letzten Lagerstätte. Es war heute Zahltag, die Leute erhalten ihren Lohn an Baumwollenzeug alle vierzehn Tage, und da ich denselben etwas freigebig zumaß, so wurde bis tief in die Nacht hinein gejubelt.

24. Oktober. — Noch immer Büffeljagdfieber. Zog in der Morgenfrühe aus, in Moolus Begleitung; man hatte mir Nachricht gebracht, es sei eine große Herde in der Nähe.

Nach einer Stunde etwa gerieten wir auf die Spur, aber die Herde war auf und davon, ein steiles Thal hinan und über einen Hügel hinüber. Ich folgte der Fährte, sah aber keinen Büffel und mußte die Suche nach einigen Stunden aufgeben, denn die Hitze fing an, unerträglich zu werden. Ich war nüchtern ausgezogen und ließ mir jetzt wilden Honig munden, den einer meiner Leute auffand. Sandte Befehl, daß das Lager mir nachkommen solle. Moolu ging mittlerweile mit einem der Eingebornen weiter — T'Schaula heißt der Mann, der mit dem langen Speer und den schwarzen Federn. Gegen zwei Uhr kamen sie wieder und sagten, sie hätten zwei Büffelochsen angeschossen, aber nicht tödlich, und die Beute sei ihnen entgangen. Ein paar Stunden später liefen zwei meiner Leute auf mich zu, ein angeschossener Büffel hätte ihrer zwei angegriffen, den einen mit schlimmen Folgen, und Hilfe sei not. Es ergab sich, daß auf Moolus Bericht hin fünf Eingeborne Lust nach frischem Fleisch verspürten und, ohne Erlaubnis einzuholen, sich aufmachten die Beute zu suchen. Es war ein tollkühnes Unternehmen, denn sie hatten nur einen Speer bei sich und ein angeschossener Büffel ist das gefährlichste Tier in Afrika, das in blinder Wut auf alles und jeden losrennt; ja, man hat Beispiele, daß selbst ein tödlich getroffener Büffel sich vor dem Verenden noch durch den Tod seines Gegners zu rächen weiß. Die fünf Recken erreichten denn auch bald eines der Tiere, einen riesigen Ochsen, der in einer Vertiefung des Wegs lag, allem Anschein nach todesröchelnd. Sie gingen gerade auf

ihn zu — das Kopfloseste, was ihnen beikommen konnte — da erhob sich die Bestie und fuhr unter sie. Sie liefen, was sie laufen konnten; der eine wurde eingeholt und niedergeworfen, der andere, ein paar Schritte weiter, wurde mit den Hörnern aufgefangen und buchstäblich daraufgespießt. Der erste kam bald angehinkt, er war mit dem Schrecken davongekommen, der andere aber war bös zugerichtet. Er hatte zwei gräßliche Wunden, die mindergefährliche auf dem Rücken, hinter dem Schulterblatt, die schlimme vorn gerade unter den Rippen. Glücklicherweise hatte ich etwas Leinwand bei mir; ich verband ihn, so gut ich konnte, glaubte aber, er würde mir unter den Händen bleiben. Er phantasierte, und ich ordnete an, daß die Nacht durch bei ihm gewacht werde, falls er aufs neue bluten sollte. Das ging aber ganz über den Horizont seiner Wärter, und ich mußte alle Stunden aufstehen, um nachzusehen, ob sie nicht schliefen. Die Eingebornen stellen sich unter Krankheit vor, daß ein böser Geist an den Schmerzen schuld ist, und ihr Heilmittel besteht darin, daß auf die wehe Stelle geblasen und dem Leidenden ein hölzernes Amulet um den Hals gehängt wird, um das Böse zu bannen. Dies geschah denn auch und der Ärmste wurde die Nacht durch fleißig angeblasen.

25. Oktober. — Kacquia ist wieder bei sich, leidet aber sehr. Es ist unmöglich, weiterzugehen, die Leute haben mir daher an einem Bach in der Nähe des Lagers eine Laube errichtet. Las, schrieb, sah nach meinem Patienten und empfing den Häuptling von So-und-so. Ein Teil seines Gefolges ließ sich überreden, die Gegend nach Gummi

abzustreifen und mir Proben der Pflanze zu bringen. Nach mehrstündiger Abwesenheit brachten sie mir zwei Kugeln, aber keinen Zweig, wofür ich sie zu beschenken versprochen hatte. Ihrer Beschreibung nach ist's die Landolphiarebe. Ihre Kunst, sich das Gummi zu verschaffen, besteht darin, daß sie Einschnitte in den Stamm machen und sich das ausfließende Klebharz über Arme und Nacken schmieren; wenn es halb trocken ist, kratzen sie es wieder ab und rollen es in den Händen zu Kugeln.

Hier ist ein Pröbchen von der Wertschätzung frischen Fleisches unter den Eingebornen. In der Nähe des Lagers machte Moolu mich heute Morgen auf einen grauen Klumpen im Wipfel eines hohen Baumes aufmerksam, indem er mich versicherte, es sei ein Tier. Es war eine Art Lemur und eßbar. Ich hatte nur meine Winchesterbüchse bei mir; die Kugel riß dem Tier den Bauch auf, es fiel sofort, ließ aber sein Eingeweide am Ast hängen. Einer der Leute, Makata, hörte den Schuß, lief herbei, und da er merkte, daß dem Tier ein Stück fehle — es war thatsächlich ausgeweidet — so schickte er sich alsbald an, den Baum zu erklettern, um sich den Rest zu sichern. Es war ein kahler Stamm von ziemlicher Höhe und von größerem Umfang als sein eigener Körper; er aber, nach Art der Eingebornen, lief einfach den Baum hinan, indem er die Fußsohlen ansetzte, den Körper ausbog, den Stamm umarmte und sich mit zusammengefaßten Händen auf der andern Seite festhielt. Er kam auch bald wieder herunter mitsamt seiner einladenden Beute, die sofort gekocht und verzehrt wurde.

Heute Nacht glaubte ich wirklich, meine Stunde sei gekommen. Wir sind mitten im Wald gelagert; es war stockdunkel, und ich saß noch spät bei meinem Patienten am niedergebrannten Feuer. Plötzlich ein Gebrüll aus der Tiefe des Waldes, ein Eingeborner rannte auf mich los, schwang seinen Speer und stieß fürchterliche Töne aus. Was konnte es anders sein als ein feindlicher Überfall, ich stürzte auf mein Zelt zu, um mein Gewehr zu ergreifen.

Die ganze Mannschaft mir auf der Ferse nach ins Zelt, die einen kopfüber durch die Thüröffnung, die anderen, wo sie konnten, unter den Wänden durch, so daß der Raum im Nu vollgepfropft war und ich mich nicht rühren konnte. Dann folgte lautlose Stille, dann Geflüster und bald ein schallendes Lachen; einer nach dem andern machte sich aus der Festung davon und der Wald hallte wieder von ihrem Gelächter. Einer der Leute war vor dem Lager gewesen, um Brennholz aufzulesen, da hatte er einen Leoparden gesehen und den Kopf verloren, das war alles. Ich weiß nicht, wer am meisten ausgelacht wurde, aber muß gestehen, ich habe mir's nie vorher so vergegenwärtigt, wie wenig doch eigentlich dazu gehören würde, um den weißen Mann mitsamt seiner Heerschar vom Erdboden zu vertilgen.

Sonntag, 28. Oktober. — Mein Patient hält sich brav, er wird's jetzt wahrscheinlich überstehen. Da er nur flüssige Nahrung haben darf, so ist all mein Geflügel für Hühnerbrühe draufgegangen. Hühner sind jetzt selten, steigen daher im Preis und die Nachfrage ist stark. Das machen meine Leute sich zunutze und unternehmen weite Streifzüge, um

welche aufzutreiben. Den Kranken wollen sie nicht unmittelbar damit versorgen, mir aber verkaufen sie, was sie finden, und überlassen mir das weitere. Der Wunsch lag nahe, ihnen eine Unterweisung in der Mildthätigkeit zu geben, ich erklärte ihnen daher, der gegenwärtige Preis des Geflügels übersteige meine Kräfte; drei Tage lang sahen sie es mit an, daß ich meiner gewohnten Speise entbehrte, um dem kranken Kacquia die nötige Kraftbrühe zuzuwenden, dann fingen sie an sich zu schämen und brachten mir ihren gesamten Hühnervorrat zum Geschenk. Das war eine bedeutende Anstrengung für Eingeborne und beweist, daß sie zu Höherem befähigt sind. Das ganze Lager hatte diesem Zwischenspiel eine Zeit lang zugeschaut und der Schluß war gewinnreich für alle, um so mehr, als ich nicht versäumte, nach geeigneter Wartezeit ein Gegengeschenk zu machen, welches den Wert ihrer Gabe ums fünffache überstieg.

Wir hielten den gewöhnlichen Gottesdienst diesen Abend, ein Stück recht primitiven Christentums. Moolu, der viel von Dr. Laws gelernt hat, übernahm die Predigt und sprach beredt über den Turmbau zu Babel. Am vergangenen Sonntag hat er sich mit nicht minder Wärme über den reichen Mann und den armen Lazarus verbreitet, und seine Beschreibung von des reichen Mannes Wohlstand nach afrikanischen Begriffen — „viel Kattun und eine Menge Perlen" — war beides originell und faßlich. „Missionskaffer" ist ein Schimpfwort im Kapland; es giebt Leute, die den Schwarzen nicht viel zutrauen. Ich kann nur sagen, ich habe nie gesehen, daß Moolu je durch Wort oder That sein Christen-

tum in Unehre gebracht hätte. Er konnte weder lesen noch schreiben, und sein Englisch bestand in ein paar Dutzend Worten; bis vor sieben Jahren hatte er nie einen Weißen gesehen, aber ich konnte ihm alles anvertrauen. Er war nicht „fromm“, was man fromm nennt, und er war durchaus kein Genie, er war ein einfältiger Schwarzer, aber er that seine Pflicht und hat mir nie eine Unwahrheit gesagt. Als wir zum erstenmal in der Wildnis lagerten und die meisten sich zur Ruhe begeben hatten, erinnere ich mich, daß ein leises Reden mich weckte. Ich stand auf und schaute durch die Zeltvorhänge. Es war heller Mondschein, auf der Erde knieten ein paar Schwarze, und Moolu in ihrer Mitte sprach ein Abendgebet. Seither geschieht das jeden Abend, mag der Tagesmarsch noch so ermüdend sein. Ich enthalte mich jeglicher Anmerkung, nur so viel will ich sagen, Moolus Leben gab ihm ein Recht dazu. Man hört oft, Missionsberichte seien nicht viel wert; sie sind doch wohl so viel wert als missionsfeindliche Berichte. Ich setze schon darum Vertrauen in das Werk der Mission, weil ich nur Gutes von Moolu zu sagen weiß.

Hiermit will ich diese Notizen abbrechen, die täglichen und wöchentlichen Erlebnisse sind wohl zur Genüge charakterisiert. Der Leser möge sich an der Hand des Vorstehenden ein Bild entwerfen, wie der Reisende mit seinen Leuten noch lange in den waldigen Bergen und Thälern des Hochlands umherzog, viel Neues sah und stets dasselbe wieder erlebte; er möge sich vergegenwärtigen, wie der „weiße Mann“ unter der afrikanischen Sonne immer brauner und

brauner wurde, seine Kleider immer zerrissener und zerrissener, seine Sammelkisten immer voller und voller, und sein Verlangen nach der Heimat immer lebhafter und lebhafter. Dann möge er sich noch hinzudenken, daß wieder ein Sommer zu Ende ging und die Regenströme niederprasselten, worauf wie über Nacht die tropische Welt in neuem Grün erstand. Mit der vorschreitenden Jahreszeit zog es den Wanderer dann an den See zurück und stromabwärts dem Shire und Zambesi entlang; trotz Fieber hier und Fieber dort erreichte er so die Küste, und nach vielen Tagen grüßte ihn ein neuer Frühling in England.

## VI.

# Die weiße Ameise.

Eine Studie.

VI.

# Die weiße Ameise.

## Eine Studie.

---

Vor einigen Jahren, von Darwin zu Ehre und Ansehen gebracht, war der Wurm das herrschende Geschöpf in wissenschaftlichen Kreisen. Gegenwärtig ist die Ameise Mode. Ich bedaure darum, von vornherein sagen zu müssen, daß das Insekt, dessen Lob zu singen ich mich anschicke, ob zwar Ameise genannt, nicht seiner vornehmen Verwandtschaft wegen Berücksichtigung verdient; denn die weiße Ameise ist nur eine vorgebliche Ameise, sie ist thatsächlich gar keine Ameise, sondern gehört in die weit geringere Familie der Termitiden, und was dieses geschickte Gezicfer an Ruhm sich erworben hat, ist ein ganz nichtswürdiger Ruhm, ja Haß und Verachtung in aller Welt. Trotzdem müßte ich mich sehr irren, wenn es unter den echten Ameisen oder unter den Würmern ein Tierchen gäbe, das eine wunderbarere und wichtigere Rolle in der Natur spielte.

Um das Bewundernswerte dieser Rolle völlig würdigen

zu können, ist es nötig, zuvor den Blick auf eine dem Anschein nach der Sache fernliegende Erscheinung zu richten.

Wenn wir der Arbeit des Landwirts zusehen, wie er pflügt und eggt und düngt, wenn wir bedenken, welch hingebenden Fleiß er aufs Erdreich verwenden muß, um ihm nur eine einzige gute Ernte abzugewinnen, dann kommt uns wohl die Frage, auf welche Weise die Natur ihre Ernten sich sichert und dabei aller solcher Vorarbeiten entbehrt. Die Erde ist ein weiter Garten, der ein Jahrhundert ums andere, ein Jahrtausend ums andere die reichsten und verschiedenartigsten Ernten hervorbringt. Die Fluren der Mutter Erde erscheinen uns aber nirgends vom Pflug zerrissen, keine Egge zerbröckelt ihre Schollen, kein Kalk, kein Phosphat wird auf ihre Gefilde gestreut, keine sichtbare Bearbeitung des Bodens fördert das Werk auf dem großen Ackerfeld der Natur.

In Wahrheit aber giebt es keine Ernte, jedenfalls keine sich wiederholenden Ernten, ohne die allergründlichste Bearbeitung des Erdreichs; und wenn wir die Natur aufmerksamer beobachten, entdecken wir ein ganz wunderbares Landbauwesen. Die Natur vollbringt alles in der Stille; erst neuerdings haben wir angefangen zu verstehen, in welch großer Weise sie all die Sorgfalt aufs Erdreich verwendet, welche der Mensch sich angelegen sein läßt, ja daß ihre verborgene Thätigkeit sein wissenschaftliches Verfahren weit überflügelt.

In diesem natürlichen Ackerbaubetrieb bedient sich die Natur mannigfacher Hilfsmittel und Werkzeuge; es fehlt ihr

nicht an Handlangern. Der die Verwitterung einleitende Frost z. B. ist ihre Egge, wenn er die Erdschollen bersten macht: die in ihren Poren enthaltene Feuchtigkeit dehnt sich während des Gefrierens aus. Der kommunistische Wind ist ihr Gehilfe, wenn er mit vollen Händen feine Erde in Wolken Sommerstaubes über die Felder streut; ebenso der Regen, wenn er den Humus in den Boden wäscht, die Felsen abspült und so das Werk der Denudation fortführt; dann die Luft, die mittels Kohlensäure und Sauerstoff an den ewigen Bergen nagt und aus ihnen die weichste Erde der Thäler bereitet, während durch Fäulnis entstandene Humussäuren den Boden durchdringen, um die neu gewonnenen Bestandteile zu düngen und zu befruchten.

Aber das ist nicht alles und es genügt nicht; die Zubereitung einer fruchtbaren äußern Erdlage und das Düngen der ihr zunächstfolgenden könnte wohl eine gute Ernte sichern, aber keine von Jahr zu Jahr sich wiederholende Ernte. Hierzu bedarf es einer Mischung und Übertragung der Erdschichten, ja einer beständigen Mischung und Übertragung jahrein, jahraus. Die vom Erzeugen erschöpfte Unterschichte muß obenauf an die Luft geschafft werden, muß lange da liegen, um durch Zufuhr neuer Stoffe wieder genährt und gekräftigt zu werden, und die durchlockerte, gesättigte und befruchtete Oberschichte muß allmählich hinuntergebracht werden, dahin, wo die Wurzelfasern ihrer harren.

Wie nun kommt dies zustande? Der Landwirt bearbeitet die Erdkruste mit seinem Pflug; mit unendlicher Mühe und Geduld schafft er die erschöpfte Unterschichte ans Sonnen-

licht und die erfrischte Oberlage hinunter in die geheime Werkstatt des Wachstums. Die Natur macht es geradeso, und es stehen ihr dazu Scharen von natürlichen Pflügern zugebote, die nicht minder fleißig über die ganze Erde hin damit beschäftigt sind, die Erdkruste um und um zu wenden, von Jahr zu Jahr, nur viel langsamer und viel gründlicher, einen Spaten voll nach dem andern, Schritt für Schritt, Körnchen für Körnchen. Ehe Adam den Garten Eden baute, waren in allen Erdteilen auf verschiedene Weise und zu verschiedener Jahreszeit Millionen und Millionen dieser natürlichen Ackerleute geschäftig, die Gefilde der Welt zu bestellen.

Nach Darwin ist dasjenige Tier, welchem diese sehr bedeutsame Thätigkeit in der Natur zufällt, der Regenwurm. Die bewundernswerten und fleißigen Beobachtungen, durch welche der große Forscher seine Schlußfolgerung begründet hat, sind zu bekannt, um wiederholt zu werden. Darwin hat berechnet, daß von jedem Morgen Land in England mehr als zehn Tonnen trockener Erde alljährlich durch die Leiber von Würmern hindurchgehen und so an die Oberfläche geschafft werden; ja, er versichert uns, daß der ganze Erdboden des Landes im Lauf weniger Jahre diesen Weg durch die Würmer macht. Ein Teil dieser Erde wird aus beträchtlicher Tiefe heraufgeholt; denn um sich unterirdisch durchzugraben, ist der Wurm genötigt, die Erde, die er wegschaffen muß, zu verschlucken, er frißt seinen Weg buchstäblich bis zur Oberfläche und entleert dort die verschluckte Erde in kleinen Häufchen. Die eigentliche Nahrung des Wurmes besteht aus modernden Pflanzenstoffen, Überresten von Blättern und

andern von der Erdoberfläche hinuntergeratenen Pflanzengeweben. Diese Ernährungsquelle versagt ihm aber oft, und er ist dann darauf angewiesen, die Erde selbst um ihrer organischen Bestandteile willen zu verschlucken. Somit hat der Wurm zwiefachen Anlaß, Erde in die Höhe zu schaffen: er muß erstlich das beim Graben seiner Grube sich ergebende Material loswerden, und zweitens muß er sich ausreichende Nahrung verschaffen zur Zeit der Hungersnot. Daher sagt Darwin: „Beim Anblick einer schönen großen Rasenfläche müssen wir uns erinnern, daß ihre sammetartige Beschaffenheit, die eben ihre Schönheit ausmacht, hauptsächlich den Würmern zu verdanken ist, die alle Unebenheiten langsam ausgeglichen haben. Es ist in der That ein wunderbarer Gedanke, daß die ganze Oberschichte eines solchen Grasbodens durch Wurmleiber gegangen ist, und daß sich das alle paar Jahre wiederholt. Der Pflug gehört zu den ältesten und wichtigsten menschlichen Erfindungen, aber lange ehe er vorhanden war, wurde das Erdreich ordnungsmäßig von Regenwürmern umgepflügt. Es ist eine Frage, ob es viele andere Tiere giebt, die in der Geschichte des Erdkörpers eine so wichtige Rolle spielen, als diese niedrig organisierten Geschöpfe" *).

Ohne nun dem Regenwurm irgendwie absprechen zu wollen, daß er ein ungemein wichtiger Beihelfer ist, eine Thatsache, die uns der große Naturforscher mit der allergründlichsten Beweisführung in einem ganzen Buch belegt, möchte ich mir doch bescheidentlich erlauben, noch ein anderes

---

*) „Vegetable Mould and Earth Worms", S. 313.

Tierchen zu nennen, das sich mit dem Wurm in die Ehre teilen kann, Pflüger des Erdreichs zu sein. Denn wenn es auch außer Frage steht, daß die Wirksamkeit des Wurmes in Ländern mit gemäßigtem und feuchtem Klima eine große ist, so liegt doch auf der Hand, daß dieselbe in tropischen Ländern eine geringere ist, ja eine geringere sein muß. Kein Mensch war weniger der Gefahr ausgesetzt, sich die Natur nur in den engern Grenzen seiner Umgebung anzusehen als Darwin, und seine Erörterung des Wurmes stützt sich auf Beispiele aus der ganzen Welt. Er bezieht sich, wenn auch spärlich und weniger mit Thatsachen ausgerüstet, als sonst bei ihm der Fall ist, auf Würmer, die in Island, in Madagaskar, in den Vereinigten Staaten, in Brasilien, Neu-Süd-Wales und Ceylon gefunden werden; von einem beträchtlichen Einflusse der Würmer in heißen Ländern aber kann er uns wenig oder nichts sagen. Afrika z. B., das eigentliche Tropenland der Welt, wird gar nicht erwähnt; und wo die Thätigkeit des Wurmes in den Tropen überhaupt beschrieben wird, geschieht dies mit der einschränkenden Bemerkung, daß dieselbe nur in den Wochen der Regenzeit stattfinden könne.

In der That kann der Wurm während des größten Teils des Jahres in den Tropen überhaupt nicht arbeiten; der von der brennenden Sonne steinhart gebackne Boden versagt dem weichen Wurmkörper einfach den Durchgang. Und wenn auch alle Glieder des Geschlechts der Regenwürmer natürliche Mineure sind und das Bohren sozusagen ihr eigentlicher Beruf ist, so sind sie doch nicht von Stahl, und der tropische

Waldboden ist während neun Monaten des Jahres dem Wurm geradeso unüberwindlich als unsere Felder der Pflugschar im Winterfrost. Während der kurzen Regenzeit arbeitet der Wurm zweifelsohne in wasserhaltigen tropischen Gegenden, und in den subtropischen Gebieten Südamerikas und Indiens bringt die Regenzeit unzählige Würmer, große und kleine, hervor. Im ganzen aber scheint die eigentlich tropische Zone nur spärlich mit dem Wurm versehen zu sein. In Zentralafrika habe ich trotz fleißigem Suchen nicht einen einzigen Wurm zu Gesicht bekommen, und selbst in der Regenzeit konnte ich keine Spur von Würmern oder ihren Erdentleerungen finden. Bei der weiten Verbreitung dieses Tieres ist man allerdings geneigt anzunehmen, daß es in allen feuchten Gegenden der Äquatorialzone Würmer geben muß, aber liege die Ursache nun in ihrer verhältnismäßig geringen Anzahl oder in ihrer begrenzten Arbeitszeit, jedenfalls bleibt die allgemeine Thatsache stehen, daß eine andauernde Bearbeitung des Bodens durch Würmer in weiten Strecken innerhalb der Tropen unmöglich ist. Solche Bearbeitung kann aber nicht unterbleiben, es ist daher mehr denn wahrscheinlich, daß die Natur diese Aufgabe irgendeinem andern Tier übertragen hat. Es giebt auch verschiedene Geschöpfe, denen dieser schwierige und mühsame Beruf recht wohl zufallen könnte, dem Maulwurf z. B., diesem natürlichen Erdarbeiter, der mit seinen wundersamen Spatenhändchen bei uns überall den Boden so rüstig durchschaufelt; aber selbst dieser unverdrossene Wühler möchte sich an der harten tropischen Erdkruste die Nägel verderben; dasselbe gilt von jenen merk-

würdigen kleinen Erdforschern, den Murmeltieren und Erdeichhörnchen, deren zierlich aufgeworfene Sand- und Kieshäufchen man auf den amerikanischen Prairieen sieht. Und ob zwar die heiße Zone sich eines starkgliederigen, fast eisenfüßigen Geschöpfes rühmen kann, des Ameisenbärs, so begnügt sich doch dieses überdies nicht sehr häufige Tier mit dem Zerstören von Ameisenhaufen, und wenn es damit auch seinen redlichen Beitrag liefern mag, so müssen wir uns doch in anderer Richtung nach einem tropischen Ersatzmann unseres Wurmes umsehen.

Das Geschöpf, das wir suchen, und das, wie ich zu glauben geneigt bin, dem vorliegenden Bedürfnis in jeder Hinsicht entspricht, ist die Termite oder weiße Ameise, ein kleines Insekt mit aufgeschwelltem, gelblich weißem Leib und länglicher, verhältnismäßig großer Brust von widerlich fettigbrauner Farbe. Der weiche, talgartige Leib macht dieses Insekt widerwärtig genug, aber die weiße Ameise ist noch um ganz anderer Ursache willen das allerschlecht beleumundetste Ungeziefer in den heißen Ländern. Sie lebt fast ausschließlich von Holz, und wenn irgendwo ein Baum gefällt oder ein Klotz gesägt wird, ist das Insekt auch alsbald auf der Spur. Möglich, daß man es nie zu Gesicht bekommt, denn es haust unterirdisch, aber die von ihm angerichtete Verheerung tritt auf Schritt und Tritt zutage. Man baut ein Haus und ist ein paar Monate lang der Meinung, den einen Fleck ausgesucht zu haben, wo es keine weißen Ameisen giebt; eines schönen Tages aber wanken die Thürpfosten, und die Balken und Sparren stürzen einem krachend über dem Kop

zusammen. Man erblickt einen Querschnitt des zerstörten Holzwerks und findet, daß dieses ganz ausgehöhlt ist. Die anscheinend massiven Stämme der stehengebliebenen Wände sind nur noch Röhren von Rinde, und durch die dicksten derselben kann man mit dem kleinen Finger ein Loch stoßen. Alles hölzerne Hausgeräte, Tische, Stühle, Schränke, sind ebenso unvermeidlichem Angriff ausgesetzt, eine starke Holzkiste kann in einer einzigen Nacht durch und durch gefressen und in Zunderholz verwandelt werden. Die Zerstörungsfähigkeit dieser Insekten ist einfach grenzenlos, und weder Bücher, noch Leder, noch Tuch, noch sonst etwas entgeht ihnen; man kann wahrhaftig sagen, daß es Gegenden in Afrika giebt, wo einer mit einem hölzernen Bein sich schlafen legen und dasselbe am nächsten Morgen in Sägemehl verwandelt sehen könnte. Die Thätigkeit der weißen Ameise ist so gefürchtet, daß in manchen Gegenden Indiens oder Afrikas niemand mit einem hölzernen Koffer reist. Auf der Tanganjika-Hochebene habe ich einmal an einer Stelle gelagert, wo der Boden steinhart war und dem Anschein nach so frei von weißen Ameisen wie der Domplatz in Köln; trotzdem fand ich beim Erwachen am andern Morgen, daß eine starke Packkiste fast in Stücke zerfressen war. Lederkoffer teilen dasselbe Geschick, nur Eisenblech ist vor diesem Raubgesindel sicher.

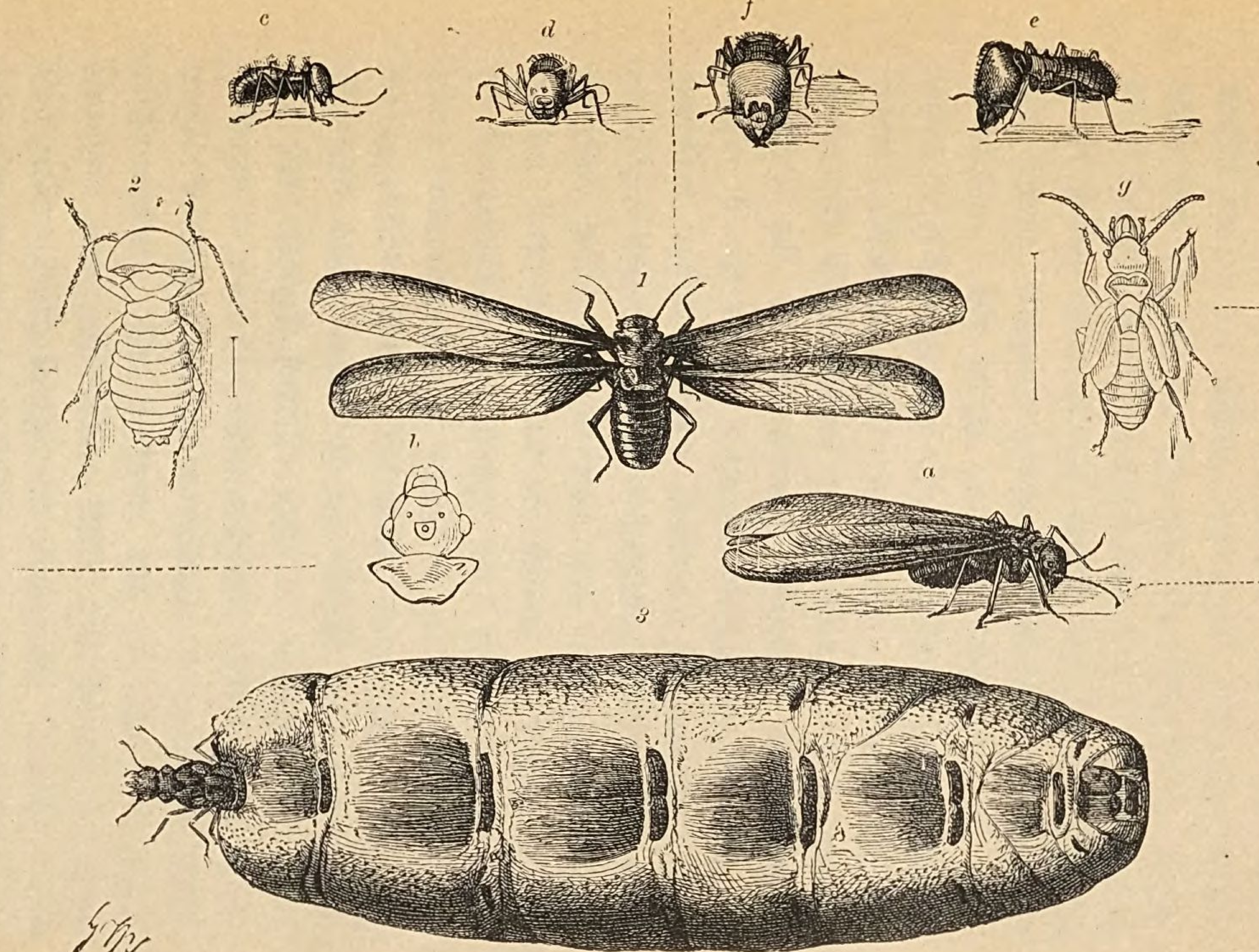
Was aber hat all dies mit dem Erdreich oder mit seiner Bearbeitung zu thun? Das Merkwürdigste über die Thätigkeit der weißen Ameise ist noch nicht erörtert. Ich habe bereits erwähnt, daß man sie kaum je zu Gesicht bekommt; warum sie solchen Widerwillen davor hat, gesehen

zu werden, ist beim ersten Anblick um so mehr ein Rätsel, als sie selber stockblind ist. Ihre Schüchternheit indessen hat den Zweck, sich ihrer Haut zu wehren; denn sobald das schmierige Insekt über der Erde erscheint, warten auch schon ein Dutzend Feinde auf den fetten Bissen. Und doch kann die weiße Ameise nur dann sich Nahrung verschaffen, wenn sie an die Oberfläche kommt. Es würde sie auch nichts nützen, unter dem Schutz der Nacht hervorzukommen, denn im Tierleben ist in den Tropen die Nacht wie der Tag, die Nacht ist die Hauptfütterungszeit, die Hauptschlachtzeit, der Karneval der Fleischfresser und aller Raubtiere, seien diese nun Vierfüßler, oder Vögel, oder Insekten, kleine oder große. Es ist hiernach klar, daß die Dunkelheit die weiße Ameise nicht schützen kann; wenn sie aber im Boden bleibt, dann muß sie verhungern. Wie löst sie diese Schwierigkeit? Sie verläßt den Boden, indem sie Erde mit sich führt. Ich habe weiße Ameisen beobachtet, wie sie im Wipfel eines hohen Baumes arbeiteten, und sie waren noch immer unterirdisch, denn sie nahmen ihr schützendes Erdreich mit bis zum Wipfel. Sie machen es wie die Eskimo, wenn sie Schnee aufdämmen und sich Tunnelhütten machen, in denen sie wohnen, nur daß die weise Ameise ihre tunnelartigen Gänge aus Erde herstellt, welche sie nicht von der Oberfläche nimmt, sondern aus den unteren Schichten heraufbringt. Zuweilen ziehen sich diese Gänge auf dem Boden hin, meist aber laufen sie in endloser Ausbreitung bis ins oberste Astwerk der Bäume, allen Verzweigungen sich nachästend und hier und dort in große gedeckte Erdgemächer führend, welche den halben Um=

fang des Stammes einnehmen. In manchen Gegenden sind Millionen von Bäumen mit solch phantastischem Netzwerk von Kanälen, Gängen und Kammern überzogen, und wie mancher Spatenvoll Untergrund muß heraufgebracht werden, bis nur ein einziger Baum so übertunnelt ist? Das Baumaterial wird von den Insekten innerhalb eines Hauptganges hinaufgeschafft, in welchen alle Nebengänge münden und an dessen unterem Ende viele tief aus der Erde kommende Wege zusammenlaufen. Die Ameise geht folgendermaßen zuwerk: am Fuße eines Baumes, dicht an der Rinde öffnet sich im Boden vorsichtig ein winziges Loch. Ein kleiner Kopf erscheint mit einem Erdklümpchen im Mund. Dieses Klümpchen wird gegen den Stamm niedergelegt und der Kopf verschwindet. Nicht lang, und ein zweites Klümpchen wird daher gebracht, welches neben dem ersten abgesetzt und fest dawider gerammt wird, worauf der Arbeiter in die Erde zurückkehrt, um mehr Bausteine zu holen. Das dritte Erdklümpchen wird nicht an den Stamm angefügt, sondern an das erste Klümpchen nach außen hin; ein viertes, fünftes und sechstes Klümpchen folgen, und der Zuschauer gewinnt dabei einen Begriff vom Bauplan. Die Steinsplitterchen oder Erdklümpchen werden im Halbkreis aneinander gekittet; die jetzt von drei oder vier Gehilfen unterstützte Ameise befindet sich innerhalb der schützenden Wand, zwischen dieser und dem Baum, und mit Kopf und Kiefern schafft sie emsig an der Verstärkung der Position. Es ist zuerst wie eine halbmondförmige Brustwehr, doch wächst dieselbe rasch, so daß bald ersichtlich ist, aus der niederen Wand soll ein

langer, stammaufwärts gerichteter, senkrechter Minengang werden, in welchem die arbeitenden Insekten völlig gedeckt sind und nun ihren Bau mit großer Geschwindigkeit weiterführen. Eins nach dem andern der fleißigen Tierchen erscheint mit seinem Erdklümpchen, fügt es mit großer Geschicklichkeit ein und kehrt eiligst in den Boden zurück. Der Vorgang ist äußerst merkwürdig und man könnte den wunderbaren kleinen Maurern stundenlang zuschauen. Jeder in die Höhe geförderte Baustein aber wird zuerst mit Mörtel überzogen, sonst würde der Gang in Staub zerbröckeln, ehe er einen halben Zoll hoch wäre. Die weiße Ameise verhindert den Einsturz ihres Werks, indem sie ihre Bausteine mit einer klebrigen Ausscheidung überzieht, das Erdklümpchen mit ihren Kiefern um und um wendend, bis es ganz mit Schleim bedeckt ist; dann erst wird der Stein dem Bauwerk aufgesetzt, kunstgerecht hin und her gedreht, bis er seinen rechten Platz hat, und festgerammt, worauf sie alsbald zur Herbeischaffung weiteren Materials davoneilt.

Wenn man nun näher zusieht, entdeckt man eine, zwei oder mehr Termiten von größerem Wuchs, beträchtlich länger als die Arbeiter und von andersartiger Bildung des Kopfes, insbesondere der Mandibeln. Dieselben treiben sich gemächlich um den Bau herum, gleichwohl scheinen sie es wichtig zu haben, ja es fehlt ihnen nicht an einer gewissen Geschäftsmiene, etwa so als wären sie Werkführer und Baumeister. Bei aufmerksamer Beobachtung ergiebt sich aber, daß sie den Bau weder beaufsichtigen, noch unmittelbar dazu beitragen; sie kümmern sich nicht im geringsten weder




S. 130.

*1.* Schreckliche Termite, Männchen von oben; *a.* von der Seite gesehen; *b.* Kopf desselben; *c.* Arbeiter; *d.* derselbe von vorne; *e.* Soldat; *f.* derselbe von vorne. *2.* Kriegerische Termite, Arbeiter; *g.* Nymphe. *3.* Weibchen (Königin), im trächtigen Zustand. (*b.*, *2.*, *g.* vergrößert.)

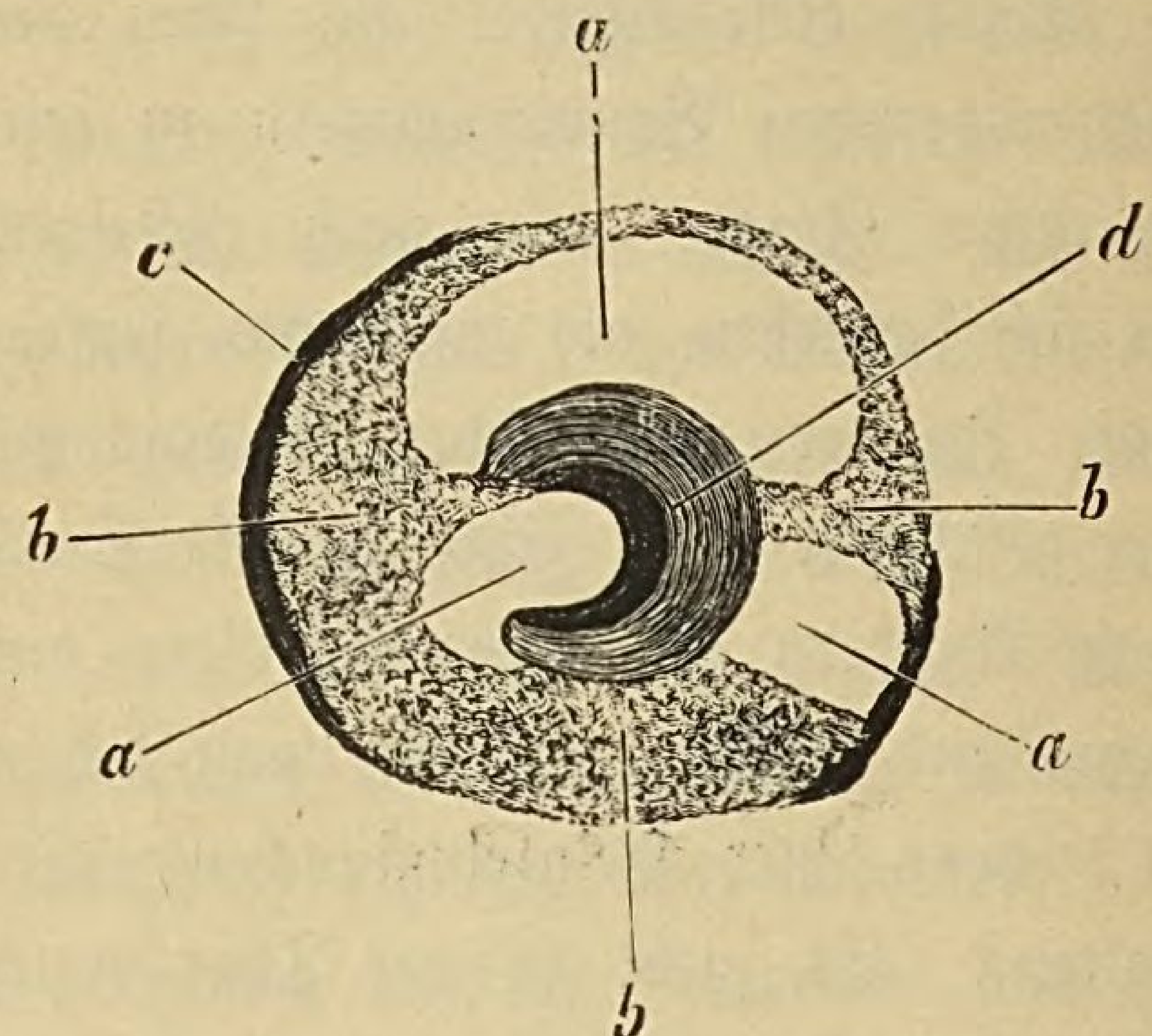
um die Arbeit, noch um die Arbeiter, sind vielmehr Schildwachen, die an der Öffnung eines jeden Bautunnels Posten stehen oder hin und her spazieren, um auszuschauen, ob niemand kommt. Denn manchmal kommt in der That jemand, in der Gestalt einer anderen Ameise, und zwar diesmal die echte Ameise, irgendein gewappneter Kämpe der kriegerischen Formiciden. Mit trotzig erregten Fühlhörnern und grausamen, nach Termitenblut lechzenden Freßwerkzeugen, erscheint dieses raubsüchtige Insekt einzeln oder truppweise auf dem Plan; sein Chitineröckchen ist sein Panzer, in welchem es furchtlos auf die Bauöffnung loszieht. Die Arbeitertermite ist ein armes, wehrloses Geschöpf; blind und unbewaffnet, würde sie diesen streitbaren Mordgesellen, die in unzähligen Legionen in jedem tropischen Wald auf Fourage ausgehen, bald zum Opfer fallen, aber im kritischen Moment, wie der Riese Goliath aus den Reihen der Philister, rückt der Termitensoldat zum Kampf vor; mit einigen Streichen seines säbelartigen Kiefers säubert er das Feld, und während die angreifende Truppe die Toten davonträgt, setzen die Werkleute völlig unbeteiligt am Gefecht ihre Arbeit fort. Auf jedes hundert Arbeiter giebt es vielleicht zwei solcher Soldaten in einer nach vielen tausenden zählenden Ansiedlung weißer Ameisen. Die Arbeitsteilung ist in hohem Grad anstaunenswert. Der Umstand, daß es außer den beiden genannten noch zwei andere Arten des Insektes in jedem Bau giebt, nämlich Könige und Königinnen, beweist, welch hohe Entwicklung die Zivilisation in diesem merkwürdigen Gemeinwesen erreicht hat.

Aber wohin führt der Tunnel und zu welchem Zweck erklimmen diese Insekten einen hohen Baum? In einer Höhe von vielleicht dreißig Fuß, mitten in zahllosem Gezweig, findet sich am Ende eines langen Astes ein Stück abgestorbenes Holz. Woher die Ameisen das wissen, oder woher sie wissen, daß der Saft des Holzes eingetrocknet, daß dieses somit geeignet für Termitennahrung ist, bleibt ein Rätsel. Vielleicht wissen sie es nicht und ziehen nur auf gut Glück aus. Der Umstand, daß sie zuweilen geradeswegs auf einen dürren Ast lossteuern, läßt wohl eine Art bestimmten Instinktes voraussetzen; anderseits aber ist in den meisten Fällen ein ganzer Baum mit seinen sämtlichen Ästen und Zweigen von Ameisengängen überzogen, woraus zu folgern wäre, daß sie doch meist nur auf gut Glück hin arbeiten, während die erhebliche Menge plötzlich abbrechender, d. h. aufgegebener Tunnel, die als Sackgasse an einem gesunden Ast enden, den Beweis liefern, daß die übliche Enttäuschung aller Glücksritter auch ihnen nicht erspart bleibt. Die Ausdehnung dieser Ameisenbauten ist ganz unglaublich, man muß das mit eigenen Augen gesehen haben. Die Tunnel sind etwa vom Durchmesser einer schwachen Gasröhre; da und dort aber finden sich Knotenpunkte von größerem Umfang, zuweilen auch ganze Nester von Gängen, die mehrere Fuß lang fast den Umkreis des Stammes oder Astes bedecken. Die Tunnel sind nie ganz gerade, sondern ziehen in unregelmäßigen Linien an Stamm und Ästen hin. Ihre Außenseite fühlt sich an wie grobes Glaspapier, und ihre Farbe, die natürlich je nach dem Erd-

reich wechselt, ist meist ein rötliches Braun. Was auf diese Weise an Erde oft auf einen einzigen Baum getragen wird, ist erstaunlich, und wenn man bedenkt, daß es sich nicht nur um vereinzelte Bäume da und dort, sondern um ganze Wälder handelt, so kann man sich eine Vorstellung von der Thätigkeit dieser Insekten machen und einigermaßen verstehen, welcher Art ihr Einfluß auf den Erdboden ist, von dem sie unaufhörlich von unten nach oben schaffen.

In den großen Wäldern der Rocky-Mountains oder des Westens der Vereinigten Staaten ist der Boden oft über einen Meter tief mit abgestorbenem Astwerk, umgestürzten Stämmen und verworrenem Genist aller Art dergestalt bedeckt, daß das Vorwärtskommen des Reisenden geradezu unmöglich ist. Durch diese Wälder mit ihren verschlungenen Zweigen und modernden Baumtrümmern zu reiten, ist zuweilen ganz außer Frage, man muß absteigen und sein Pferd hinter sich herziehen, als suche man seinen Weg durch einen Holzhof. In der afrikanischen Wildnis hingegen liegt nirgends ein gefallener Ast. Eine gewisse Sauberkeit fällt einem in den Wäldern Innerafrikas sofort auf, es sieht alles so gekehrt und gefegt aus, daß man sich unwillkürlich fragt, giebt's denn hier Heinzelmännchen, die so hübsch Ordnung halten? Es giebt in der That welche. Waldkehrer der verschiedensten Art sind fortwährend damit beschäftigt, alle Tierreste fortzuschaffen, vom gefallenen Elefanten an bis zur toten Mücke, und was ihnen nicht als Nahrung dient, das schaffen sie beiseite und begraben es in der reinigenden Erde. Denselben Dienst leisten Millionen

Termiten der Pflanzenwelt, indem sie alle Pflanzen und Bäume, alle Stämme, Äste, jedwedes Pflanzengewebe vernichten, sobald die Hand des Todes sie berührt. Wie oft in diesen Wäldern glaubt man Stöcke, Äste, oder Bündel von Reisholz am Boden liegen zu sehen, und wenn man näher zuschaut, sind's Scheingestalten voll Erde. In solchen hohlen Röhren, welche die ursprüngliche Form des Astes bis zu den kleinsten Auswüchsen eines Ästchens bewahren, ist oft keine Spur von Holzfaser mehr zu sehen, während andere in allen Graden der Zerstörung umherliegen. Die nachstehende Abbildung giebt den Querschnitt eines noch nicht völlig zerfressenen Astes und damit einen Begriff von der Angriffsweise der weißen Ameisen. Allem Anschein nach




*a.* Tunnel; *b.* Erde; *c.* Reste der äußeren Rinde; *d.* Reste des Holzes.

rücken sie von zwei Ausgangspunkten aus vor. Eine Abteilung greift die innere Seite der Rinde an, den Hauptleckerbissen; die grobe Außenseite bleibt unberührt oder sie



Hügel der weißen Ameise.

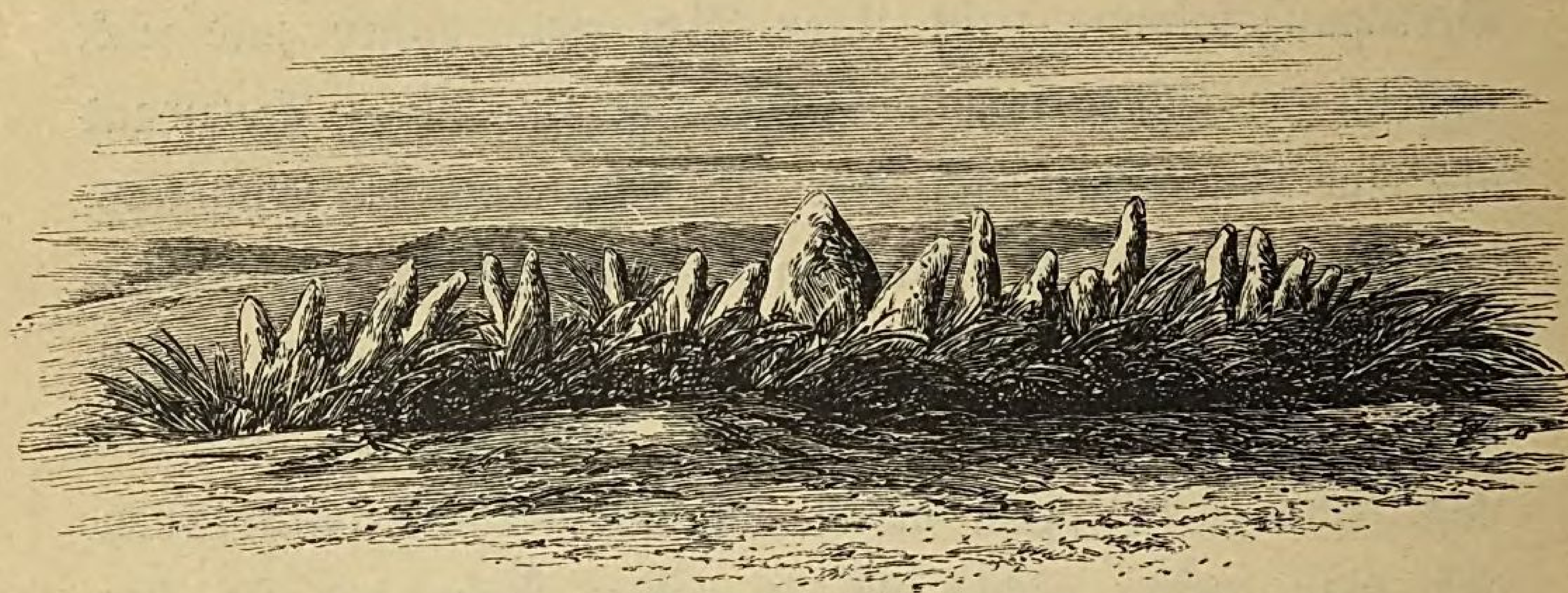
Zu S. 139.

wird, wenn weggefressen, durch atomweise erfolgende Ausmörtelung ersetzt. Die innere Rinde verschwindet vollständig, aber von den an sie angrenzenden Holzfasern bleibt ein dünner Rand stehen und bildet eine Art Schutzwand für die von innen heraus arbeitende zweite Abteilung. Diese zweite Vertilgungskolonne frißt ihren Weg nach außen und rückt zugleich der Länge nach vor, sie läßt jene dünne Holzwand als eine Art Minendach über sich stehen, bis die Hauptaushöhlung beendigt ist. Wenn ein am Boden liegender Baumstamm so bearbeitet wird, bleibt die Rinde von außen meist völlig unversehrt; erst wenn man sich anschickt, ihn zum Lagerfeuer zu schleppen, macht man die ärgerliche Entdeckung, daß man weiter nichts als ein hohles Rohr vor sich hat, ein paar Millimeter dick und durchweg mit Erde ausgefüllt.

Die überirdische Arbeit ist jedoch nur ein Teil von dem, was diese mählig schaffenden, aber über die Maßen fleißigen Geschöpfe zustande bringen. Die Baumgänge sind die Verlängerung einer viel ausgedehnteren unterirdischen Kanalisierung, die oft viele Fuß tief und in weitem Umkreis unter dem Boden hinläuft.

Die in den unterirdischen Gängen und in langen Reihen überwölbter Kammern, den Vorratsräumen und Brutstätten, ausgegrabene Erde muß auf die Oberfläche verbracht werden; aus diesem Material entstehen die ungeheuren Ameisenhügel, jene so charakteristische Beigabe afrikanischer Landschaft. Diese meilerartigen Erdhügel fallen dermaßen in die Augen, daß sie stundenweit sichtbar sind; sie sind so zahlreich und erweisen sich dem Jagdfreund so brauchbar als Deckung, daß

ohne dieselben in manchen Gegenden die Jagd auszuüben unmöglich sein würde. Ja, was dem Reisenden beim Betreten Innerafrikas zuerst auffällt, sind eben diese Hügel der weißen Ameise, die, teils niedrig und massenweise über die Ebene hingestreut, wie kleine Kirchhöfe aussehen, teils,

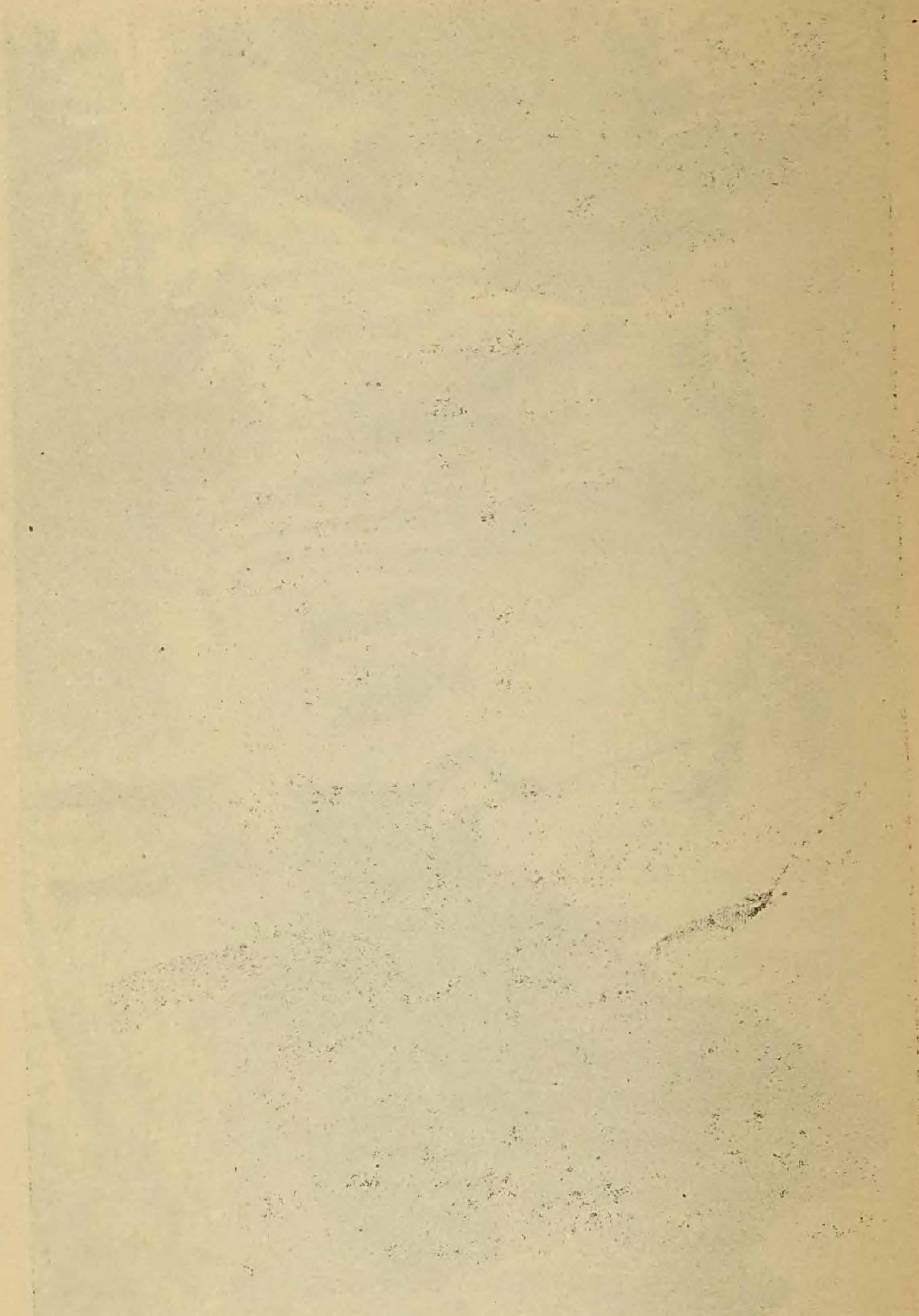


einzeln oder in Gruppen, zehn bis fünfzehn Fuß hohe Hügel bilden, deren jeder dreißig bis vierzig Fuß im Durchmesser hat; andere heben sich wiederum obeliskenartig gegen den Himmel ab in allen möglichen seltsamen Formen. In Indien sind diese Ameisenhaufen selten mehr als zwei Fuß hoch, in Innerafrika aber bezeichnet man sie richtig als Hügel, und ihr Kubikinhalt beträgt hier manche Tonne Erde. Die Backsteinhäuser der schottischen Missionsstation am Njassasee sind aus einem einzigen Ameisenneſt entstanden; die Lehmgrube, aus welcher das Baumaterial stammt, bildet ein etwa zwölf Fuß tiefes Loch neben der Niederlassung; es könnten wohl noch einmal so viel Backsteine aus demselben genommen werden als bereits geschehen ist. Die Missionare am Tanganjikasee und weiterhin am Viktoria-Njansa sind den Termiten in ähnlicher Weise verpflichtet. Die Zulu und Kaffern



Kegelbauten der weißen Ameise.

Zu S. 140.



in Südafrika stellen den Fußboden ihrer Hütten immer aus Erde her, die sie aus den Hügeln weißer Ameisen nehmen. Während des Boerenkrieges hat mancher kleine bienenkorbförmige Ameisenhaufen, nachdem das Innere ausgehöhlt und die Höhlung mit Lehm zugestrichen war, den britischen Truppen als Backofen gedient. Solche Ameisenhaufen giebt es überall massenhaft im inneren Afrika, und zwar mehrere unterschiedliche Arten. Die merkwürdigste und zierlichste ist eine ein bis zwei Fuß hohe Art, die man myriadenweise an den Ufern des Tanganjika findet. In regelmäßigen Reihen gebaut, erinnert dieselbe an eine Menge kleiner runder Hüte, einer über den andern getürmt, nur daß der Rand einer Dachrinne gleich herabhängt und das Ameisenhaus vor Regen schützt. Es wäre in manchen Gegenden nicht schwer festzustellen, wie viel Erde, nach Morgen berechnet, die weißen Ameisen von der Tiefe des Grundwassers an die Oberfläche schaffen; man dürfte finden, daß das jährliche Ergebnis ihrer Thätigkeit dem der Arbeit des Wurmes in den gemäßigten Zonen mindestens gleichkommt.

Diese Erdhügel sind aber mehr denn aufgehäuftes unnützes Material, sie sind wie die ihnen entsprechende unterirdische Region ein Netzwerk von Kanälen, Gängen und Kammern für die sozialen Zwecke der Gesellschaft. Die geräumigste dieser Kammern, zumeist in der untersten Tiefe gelegen, ist gebührendermaßen dem Volksoberhaupt überwiesen, der Königin. Die Termitenkönigin ist ein sehr seltenes Insekt, es giebt immer nur eine oder höchstens zwei in einer Kolonie. Da das königliche Gemach tief unter der Erde

verborgen ist, wird sie auch nur ganz ausnahmsweise für Menschenaugen sichtbar, und wer einmal so glücklich ist, auf eine zu stoßen, wird nicht leicht glauben, daß die sonderbare Erscheinung etwas mit weißen Ameisen zu thun hat. Sie besitzt wohl den richtigen Termitenkopf, aber das ist auch alles, was ihr an Ähnlichkeit mit den übrigen Mitgliedern des Geschlechts nachgerühmt werden kann, denn ihr Kopf steht etwa in demselben Verhältnis zu ihrem übrigen Körper wie eine Helmspitze zum sechs Fuß großen Grenadier. Möglich, daß ihre auffallende Wohlbeleibtheit teilweise von Mangel an Bewegung kommt, denn nachdem sie einmal in ihre Würde eingetreten ist, verharrt sie in derselben völlig regungslos bis ans Ende ihrer Tage. Sie liegt in ihrer Kammer, ein zwei oder drei Zoll langes ekelhaftes, walzenförmiges, weißes Ding, einer Talgwurst nicht unähnlich. Die einzige Pflicht ihres Daseins ist das Eierlegen, und man muß es ihr lassen, daß sie sich dieser Pflicht aufs erfolgreichste entledigt; ihre Nachkommenschaft beläuft sich an einem einzigen Tage oft auf viele Tausende, und in dieser Fruchtbarkeit befindet sie sich bei allmählich zunehmendem Umfang unvermindert monatelang. Durch die durchscheinende Haut kann man den langen, faltigen Eierstock sehen und beobachten, wie durch peristaltische Bewegung die Eier den wartenden Arbeiterameisen entgegengebracht werden, die sie in Empfang nehmen und sofort in die Brutstätten verbringen, wo sie auskriechen. Andere Arbeiter beschäftigen sich mittlerweile aufs angelegentlichste mit Nahrungszufuhr, sie füttern die Königin mit unverdrossener Selbstverleugnung,




**Nest der weißen Ameise** (Querschnitt). Zu S. 144.

*1.* Männchen; *2.*, *4.*, *5.* Ungeschlechtliche; *3.* Trächtiges Weibchen (Königin).

indem sie ihr Bissen um Bissen aus ihrem eigenen Mund abgeben. Auch eine Ehrenwache fehlt nicht, da, so unnötig auch solche Vorsicht erscheint, etliche große Soldatenameisen um die Königin postiert sind. So wären alle Geschlechter der Insektenkolonie in der Königskammer vertreten, den König selbst nicht zu vergessen, der natürlich auch da ist; der ist aber ein ganz gewöhnlich aussehendes Geziefer, etwa von der Größe der Soldaten, doch unterscheidet er sich von diesen in Einzelheiten des Kopfes und des übrigen Körpers; wie die Königin ist er mit Augen ausgestattet.

In welcher Beziehung steht nun das Werk der Termiten zu der natürlichen Bodenbearbeitung und der Geologie der Tropen? Auf diese Frage ist im großen ganzen zu antworten, daß als Folge jener Arbeit der Boden in den tropischen Ländern in einem Zustand beständiger Veränderung ist. Anstatt des Gegensatzes einer jetzt von den Regengüssen fast zu Teig verwandelten und dann wieder an der Sonnenglut steinhart gewordenen Erdkruste, und einer hermetisch von Luft und Licht abgeschlossenen, allen düngenden Einflüssen der Zersetzung organischer Bestandteile unzugänglichen Unterschichte — diese beiden Schichten ewig verschieden und ewig getrennt voneinander — nehmen wir vielmehr wahr, daß beide Schichten langsam aber fortwährend ineinander übergeführt werden. Denn nicht nur, wie wir gesehen haben, um ihre Streifzüge zu decken, sondern auch um das aus ihren unterirdischen Gängen und Kammern ausgegrabene Erdreich zu weiteren überirdischen Bauten zu verwenden, bringen die weißen Ameisen unaufhörlich die tieferen, erschöpften

Erdlagen an die Oberfläche. Es besteht sozusagen ein fortwährender Kreislauf im tropischen Erdreich, ein Pflügen und Eggen des Bodens, nicht furchen- oder schollenweise, sondern klümpchen- und körnchenweise.

Daß Erde auf diese Art in beträchtlichen Massen aus den unteren Schichten des tropischen Waldbodens an die Oberfläche geschafft wird, ist aus dem Bisherigen wohl klar geworden, allein man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, um sich von der ganz ungeheuren Ausdehnung des Hergangs eine richtige Vorstellung zu machen. Es kommt vor, daß Äste oder Stämme, ja fast ganze Bäume so mit rötlichem Erdwerk überzogen sind, daß die Rinde kaum mehr zu erkennen ist und der Baum aussieht, als hätte man ihn in irgendeine krystallisierende Lösung getaucht. Und dann ist es nicht etwa ein Baum hier und einer dort, den die weiße Ameise so bearbeitet, sondern in manchen Gegenden sind sämtliche Stämme eines Waldes mit mattroter Erde dergestalt gefärbt, daß es der Landschaft einen bestimmten Ton verleiht, einen Farbenschimmer, der in einiger Entfernung an das durch einen Fichtenwald der Alpen leuchtende Abendrot erinnert. Selbstverständlich sind manche Gegenden günstiger für die Termitenarbeit als andere. Wer solche nur in Indien oder in den weniger hohen Gegenden Afrikas beobachtet hat, mag das hier Gegebene leicht für Übertreibung halten; ich kann aber versichern, daß ich in einem waldigen Bergland der großen Hochebene zwischen dem Njassa und dem Tanganjika einmal stundenlang zwischen Bäumen hinging, von denen jeder einzelne ohne Ausnahme mehr oder

minder mit Ameisengängen überzogen war. Jene Gegend liegt ungefähr fünfzehnhundert Meter über dem Meer, ihre Entfernung vom Äquator beträgt etwa 9 °; allerdings habe ich sonst nirgends einen so ausgedehnten Bezirk gesehen, in welchem die Termiten so Herren der Situation waren als hier. Wenn die Termitenkolonieen aber gerade in diesen höchstgelegenen Gegenden Innerafrikas ihre höchste Entwickelung erreichen, so steht das in einer sehr interessanten Beziehung zur geologischen Thätigkeit wie zur Erdbearbeitung,



Hügelgruppe der weißen Ameise.

welcher das Insekt zu dienen scheint; denn gerade hier, wo die Flüsse noch im Werden sind, ist Alluvium am nötigsten; hier sammeln die vielen kleinen Bergwasser die Erde, die

der Fluß dann nach fernen Teilen und Küsten führt. Wenn die weiße Ameise auch nicht unmittelbar an der Erdbildung beteiligt sein kann, so sind doch ihre transportierenden Dienstleistungen für die Denudation kaum zu überschätzen; und wenn ihre Thätigkeit im Haushalt der Natur hiermit gekennzeichnet ist, dann ist gewiß klar, daß das mit dieser Arbeit betraute Insekt gerade da hingesetzt ist, wo es am besten seine Bestimmung erfüllen kann.

Die unmittelbare Verbindung der Termitenarbeit mit der Denudation tritt noch mehr zutage, wenn wir uns klar machen, wie es den aus Erdklümpchen und Erdkörnchen bestehenden Ameisenbauten in der Regenzeit ergeht. Zwei, drei Monate lang peitschen immer wiederkehrende Regengüsse die tropischen Wälder und Erdflächen mit einer Wut, von der wir glücklicherweise kaum einen Begriff haben. Nun haben zwar jene Bauten, besonders die größeren Ameisenhügel, eine merkwürdige Widerstandsfähigkeit, aber unbesiegbar sind sie nicht, und zuletzt erliegen sie dem Denudationsprozeß. Die Erdgänge an den Bäumen, die nur zeitweiligem Zweck dienen, sind nicht haltbar genug, um Widerstand zu leisten. Trotz des Mörtels, mit dem die Insekten die Erdklümpchen zusammenkitten, verwittern diese Gänge doch bald und zerbröckeln dann bei der geringsten Berührung. Wenn sie in der Sommerdürre zerfallen, streut der Wind den Staub weit über das Land hin, was dazu beiträgt, die Erdoberfläche zu bereichern und aufzufrischen. Kommt dann die Regenzeit, so wird dieser Erdstaub weggewaschen und von den Flüssen davongetragen, um ferne Thäler mit neuange-

schwemmtem Boden zu befruchten, oder er wird weiterhin ans Meer geführt, um längs seinen unfruchtbaren Gestaden neues Saatland zu bilden*). Herodot nennt poetisch und wissenschaftlich gleich treffend Ägypten „ein Geschenk des Nils“. Wenn er heute lebte, hätte er vielleicht weiter zurückgegriffen und einen Teil jenes Geschenkes den bescheidenen Termiten zugeschrieben, die an den waldigen Abhängen des Viktoria Njansa seit Jahrtausenden an der Arbeit sind.

*) . . . . . . . . . . . . „and sow
The dust of continents to be.“
„Der Ströme Rauschen, die bald sacht, bald schnell
Vom Berg daherziehn, und in ihrer Well'
Den Staub zu künft'gen Weltenteilen tragen.“
Tennyson.



Hügel der weißen Ameise.

# VII.

# Mimicry.

## Verstellungsvermögen afrikanischer Insekten.

VII.

# Mimicry.

Verstellungsvermögen afrikanischer Insekten.

---

Selbst die Natur hat ihre mimischen Künstler; es sind Heuchler vom reinsten Wasser. Carlyle hat oft recht schwarz gesehen, wenn es ihm darauf ankam, menschliches Trugwesen zu brandmarken, aber von solchen Erzschwindlern, wie der Naturforscher sie in jedem tropischen Wald finden kann, weiß nicht einmal er zu erzählen. Was soll man von Insekten sagen, nicht von einzelnen verkommenen Subjekten, sondern von ganzen Gattungen, deren Aussehen bis in die geringste Einzelheit von Farbe und Form nur den Zweck hat, ihre Umgebung hinters Licht zu führen, deren Leben und Verhalten eine derartige Verstellung ist, daß die genialste menschliche Geriebenheit plump und durchsichtig dagegen erscheint? Betrug ist aber bei zehntausend Geschöpfen der tropischen Welt nicht nur die Regel, sondern einfach die Bedingung ihres Daseins.

Die merkwürdigen Erscheinungen, um die es sich hier

handelt, sind der Wissenschaft im allgemeinen jetzt so ziemlich bekannt, aber die wenigsten Kenner sind in der Lage, dieselben in der Natur zu beobachten, und doch ist man bei keinem Zweig der Naturkunde mehr auf solche Beobachtung angewiesen. Wenn auch bei einzelnen nachahmenden Gattungen — bei den Helikoniden z. B. — der nachgeahmte Gegenstand ebenfalls ein Insekt ist, und man in diesem Fall ein Exemplar von beiden nebeneinander in einer Sammlung haben kann, so sind doch die große Mehrzahl solcher Insekten Nachahmungen von Gegenständen in ihrer Umgebung, die sich nicht zum Vergleich in den Schubladen eines Museums unterbringen lassen. Außerdem kommt nicht nur die Form, sondern das Verhalten des nachahmenden Insekts inbetracht. Dies ist der Grund, weshalb bloße Beiträge zu einem Naturalienkabinet ohne die umfangreichsten Ergänzungen aus dem Bereich der Natur in Sachen der Anpassung wenig Wert haben. Als einer, der Gelegenheit hatte, über diesen interessanten Zweig der Naturgeschichte an Ort und Stelle Kenntnisse zu sammeln, brauche ich mich wohl nicht weiter zu entschuldigen, wenn ich etliche der Ergebnisse meiner Beobachtungen auf der Njassa-Tanganjika-Hochebene, einem noch von keinem Naturforscher besuchten oder beschriebenen Teil Innerafrikas, hier niederlege.

Auch der Laie kann sich die nötigen Vorkenntnisse des Gegenstandes leicht aneignen; ich schicke daher eine kurze Einleitung voraus über die Farbe der Tiere im allgemeinen. Die Nachahmung (Mimicry), von der hier die Rede ist, beruht auf einer Ähnlichkeit zwischen dem Tier und einem

Gegenstand in seiner Umgebung, dessen Erscheinung mehr oder minder genau nachzubilden dem Tier nutzbringend ist. Diese Ähnlichkeit kann sich auf irgendwelchen belebten oder unbelebten Gegenstand beziehen; sie kann sich auf die Farbe beschränken, oder zugleich auf Form und Gewohnheit sich erstrecken; jene ist bei weitem der wichtigste Faktor.

Abgesehen von der geschlechtlichen Trennung dient die Farbe der Tiere zweien Hauptzwecken, entweder beschützt sie oder warnt sie; in jenem Fall soll das Tier möglichst wenig auffällig erscheinen, in diesem dagegen soll es möglichst weithin sichtbar sein. Warum es bei manchen Tieren wünschenswert ist, daß sie sofort in die Augen fallen, erhellt aus folgenden Beispielen der warnenden Färbung. Es giebt zwei große Schmetterlingsfamilien, die Danaiden und die Acraiden, welche wegen der bitteren und schädlichen Flüssigkeiten ihrer Körper ungenießbar sind; einen dieser Falter zu verzehren — und Vögel, Affen, Eidechsen und Spinnen haben eine große Vorliebe für Schmetterlinge — wäre mindestens undankbar; der Vogel oder Affe würde sich getäuscht finden, wenn er sich des vermeintlichen Leckerbissens alsbald wieder entledigen müßte und der Gegenstand dieses Experimentes würde zwecklos geopfert. Die unangenehme Eigenschaft dieser Schmetterlinge muß daher auf irgendeine Weise angekündigt werden; sie kleiden sich deshalb in die auffälligsten Farben und Muster, so daß der Vogel, der Affe im Augenblick weiß, mit wem er es zu thun hat. Mit dem größten Behagen, wo nicht der selbstgefälligsten Herausforderung schweben diese hübschen Warnungssignale am hellen Tage ganz gemächlich durch die Wälder,

während ihre minder glanzvollen Vettern in steter Lebensgefahr über die Lichtungen flattern. Aus demselben Grund sind wohlbewaffnete, stechende Insekten in der auffallendsten Weise mit warnenden Farben geschmückt. Es kostet beispielshalber zu viel, eine Wespe zu verzehren, um das ein zweites Mal zu thun; die Wespen fallen deshalb möglichst in die Augen, damit sie alsbald gesehen und vermieden werden. Dasselbe gilt von Bienen, Libellen und andern farbenprangenden Insekten, und es läßt sich wohl so ziemlich die Regel aufstellen, daß alle glänzendfarbigen Insekten zu einer dieser beiden Klassen gehören, daß sie entweder als schlechte Nahrung oder als böse Stecher zu vermeiden sind. Das Merkwürdige aber ist, daß sich jenen schönen aber ungesunden Schmetterlingen in ihrer äußeren Erscheinung genau andere Arten anpassen, welchen der Vorteil der bitteren Körpersäfte abgeht, die aber wegen ihrer täuschenden Ähnlichkeit mit jenen ganz derselben Sicherheit sich erfreuen. Daß man es in diesem Fall mit wirklicher Nachahmung zu thun hat, erhellt aus verschiedenen Gründen, und nicht am wenigsten daraus, daß oft nur das eine Geschlecht diesen Farbenschutz sich aneignet, das andere nicht.

Die glänzenden Farben giftiger Schlangen werden von manchen Naturforschern ebenfalls als Warnungen charakterisiert, aber die Färbung der Reptilien ist noch keinem eingehenden Studium unterworfen worden. Es liegt auf der Hand, daß, wenn die lebhaft zitronen- und pomeranzengelben Flecken mancher Schlangen Warnungszeichen gefährlicher Tiere wären, dann nicht nur die schlangenvertilgenden,

sondern auch die diesen Schlangen zur Nahrung bestimmten Tiere abgeschreckt würden. Mit andern Worten, eine weithin sichtbare Haut wäre vielleicht für die verfolgte Schlange von Vorteil, aber ihr entschiedener Nachteil, wenn sie selbst verfolgt. Wenn man nun aber an Ort und Stelle beobachtet, auf welche Weise die Schlange ihre Nahrung sich erjagt, oder richtiger erlistet, wird man annehmen müssen, daß ihre Färbung, so auffällig und eigentümlich dieselbe ist, doch in den meisten Fällen nur den Zweck hat, sie möglichst unsichtbar zu machen. Eines der schönsten tropischen Reptilien, was Farbe und Zeichnung anlangt, ist die Puffotter. Dieses Geschöpf, dessen Biß sichern Tod bringt, ist drei bis fünf Fuß lang und unverhältnismäßig dick; an ihrem dicksten Teil hat sie fast den Umfang des Unterschenkels eines Mannes. Vom Kopf bis zum Schwanz ist sie in merkwürdiger Weise mit grünen, gelben und schwarzen Flecken geziert und in einem Naturalienkabinet gewähren ihre glänzenden Ringe ohne Zweifel einen höchst auffallenden Anblick. In der Natur dagegen hat sie einen ganz andern Hintergrund. Sie ist wesentlich eine Waldbewohnerin; ihr Hauptaufenthaltsort ist unter gefallenem Laub im dichten Schatten der Bäume an Flußufern. In solcher Umgebung aber ist sie selbst auf die geringe Entfernung von ein oder zwei Fuß dem Waldboden so ähnlich, daß sie kaum davon zu unterscheiden ist. Es begegnete mir einmal, als ich unter einem Baum ausruhen wollte und mich anschickte, die Stelle etwas zu säubern, daß mir ein sonderbares Muster in den umherliegenden Blättern auffiel. Ich fuhr entsetzt zurück, als ich eine Puffotter von

der größten Gattung erblickte, nur ihr breiter Rücken war sichtbar und ihre Fangzähne ein paar Zoll von meinem Gesicht entfernt, als ich mich bückte. Sie lag halb unter gefallenem Laub versteckt und war diesem so ähnlich, daß nur die ganz besondere Vorsicht, die einem Afrikareisenden zur zweiten Natur wird, mich abgehalten hatte, mich auf ihr niederzulassen zu einem Lager, das sich nie wiederholt. Ich halte die Färbung der Puffotter für mehr als eine bloße Warnung; ihr schlaftrunkenes Verhalten ist nicht immer gleichbedeutend mit Ruhe. Das Reptil lag der Länge nach da, bis auf wenige Zoll von dürren Blättern verdeckt. Nun ist es die Eigentümlichkeit der Puffotter, daß sie rückwärts auf ihr Opfer losfährt. Wenn sie auf der Erde liegt, so beherrscht sie ihre ganze Rückenlänge und sobald irgendein Teil ihres Körpers berührt wird, fährt ihr Kopf mit unglaublicher Schnelligkeit zurück und die Giftfänge bohren sich in ihr Opfer. Die Puffotter ist auf diese Weise eine grauenhafte in den Waldboden gelegte Falle, die dem Blick ganz verborgen sein kann, bis sie in plötzlichem Zufahren ihre Beute ereilt.

Daß die Hauptbestimmung der Färbung Schutz ist, läßt sich überall in der Tierwelt durch die einfachsten Beobachtungen feststellen. Sogar bei den größeren Tierarten, welchen man solche Kunstgriffe nicht zutrauen sollte, deren Aussehen auch fern von ihrem heimischen Revier ganz das Gegenteil voraussetzen ließe, fällt die Übereinstimmung der Farbe mit ihrer Umgebung stets mehr oder minder auf. Wenn man z. B. das Fell des Zebras mit dem Donner- und Blitz-

muster seiner schwarzen und weißen Streifen ansieht, sollte man denken, daß ein so auffälliges Aussehen mehr die Aufmerksamkeit erregen als ablenken müßte, und doch wird in Wirklichkeit gerade das Gegenteil erreicht. Die schwarzen und weißen Streifen nehmen der Erscheinung des Tieres merkwürdigerweise alle Handgreiflichkeit, die beiden Farben gehen in ein ganz unscheinbares Grau über, und in der Nähe haben wir denselben Eindruck, welchen ein von Lichtstreifen durchbrochenes Buschwerk macht. Es ist mir vorgekommen, daß ich ein einzelnes Zebra zu sehen glaubte, dessen Nähe mir durch eine Bewegung des Tieres kund geworden war, bis ich mich auf einmal von einer ganzen Herde dieser Tiere umgeben fand, die mir sämtlich so lange unsichtbar blieben, als sie sich nicht rührten. Die Regungslosigkeit des Wildes im Feld, wenn Gefahr droht, ist allbekannt; jeder Jagdliebhaber kennt die Schwierigkeit, selbst große Tiere gewahr zu werden, auch dann, wenn sie gerade vor ihm stehen. Der Tiger, dessen gestreiftes Fell offenbar eine Nachahmung der Riedgräser in den Dschungeln ist, in welchen er auf Beute lauert, ist nirgends in Afrika zuhause, aber sein schöner Vetter, der Leopard, findet sich allerwärts in den dortigen Wäldern und sein gefleckter Pelz scheint für den Beschauer dieselbe Undeutlichkeit zu haben, wie die Streifen des Zebras. Das Flußpferd fühlt sich allem nach hinreichend geborgen im tiefen Wasser der Flüsse, in welchen es sich am meisten aufhält; das Krokodil hingegen verdankt seiner knorrigen, schlammfarbenen Haut einen merkwürdigen Schutz, denn in einiger Entfernung ist es oft ganz unmög=

lich zu unterscheiden, ob an einem Flußufer eine Anzahl dieser Bestien oder Baumstämme am Boden liegen.

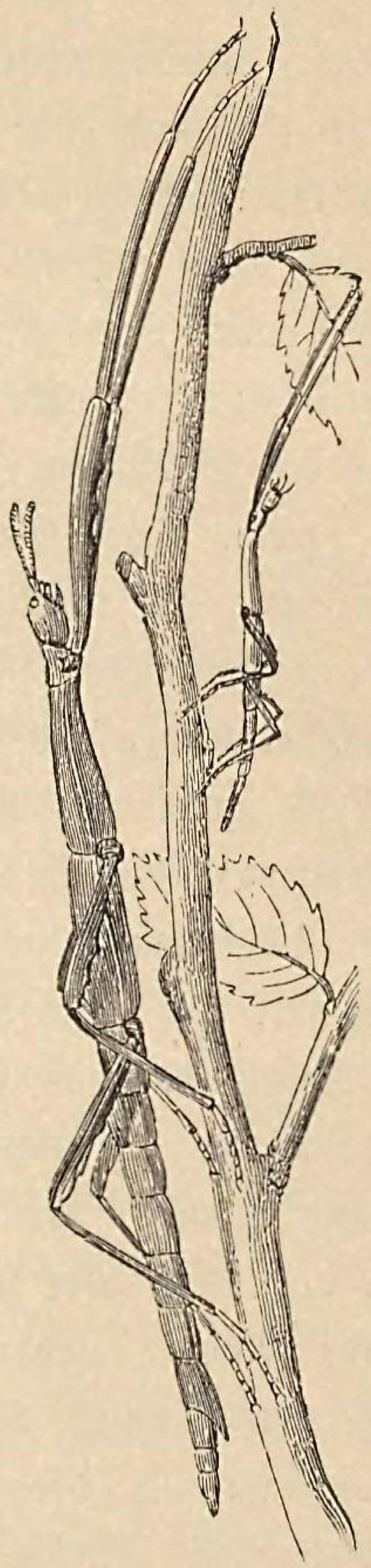
Allein die wunderlichsten Beispiele schützender Vorrichtung finden sich da, wo nicht nur die Farbe, sondern auch die Form solchen Mummenschanz treibt, und dann nur ist der Ausdruck Mimicry, streng genommen, anwendbar. Dieses irreführende Spiel der Natur hat in dem von allen störenden Einflüssen einer Eiszeit verschont gebliebenen Innerafrika eine solche Vervollkommnung erlangt, dasselbe ist so wunderbar und unglaublich, daß man sich fast scheut zu berichten, was man mit eigenen Augen gesehen hat. Vor meiner Afrikareise war ich natürlich mit den sich bei Bates, Belt, Wallace und andern Naturforschern findenden Beschreibungen nachahmender Insekten vertraut, aber derartige Vorkenntnisse bewahren nicht im geringsten vor der Überraschung, die auf einen wartet, wenn man dieser Absonderlichkeit in der Natur begegnet. Meine erste derartige Bekanntschaft machte ich am Ufer des Shirwa, eines der kleineren und noch wenig bekannten unter den großen afrikanischen Seen; ich gebe die Erfahrung, wie ich sie in meinen Aufzeichnungen notiert finde. Ich stand eines Tages zwischen hohem dürren Gras mit meinem Aneroidbarometer beschäftigt, als einer meiner Leute mir plötzlich zurief: „Tschirombo!“ Ein Tschirombo ist ein ungenießbares Tier, gleichviel welcher Art; ich schaute auf und sah mich um, wo das Tier wäre. Der Eingeborne wies stracks mit dem Finger auf mich selbst. Ich konnte nichts sehen. Da kam er näher, deutete auf ein wenig Heu, das an meinem Rock hing, und wiederholte: „Tschirombo!“

Ich dachte, es müsse irgend ein Insekt in dem Heu sein, nahm dieses in die Hand und untersuchte es, worauf ich dem Mann erklärte, es sei ein Irrtum — kein Tschirombo! Er lächelte, deutete abermals auf das Heu und rief: „Moio!“ (Es ist lebendig!) Das Heu selbst war das Tschirombo. Es ist nicht die geringste Übertreibung, wenn ich sage, daß dieses Heu so wenig Ähnlichkeit mit einem Insekt hatte, als mein Aneroidbarometer. Ich hatte mir vorgenommen, mich durch keines dieser nachäffenden Trugbilde hinters Licht führen zu lassen, und war ungläubig genug, in den Berichten von Wallace und der andern die Farben etwas stark aufgetragen zu finden; ich muß aber gestehen, daß die allererste mimische Leistung, die mir vorkam, mich vollständig zum besten hatte. Es war ein Exemplar der höchst merkwürdigen Familie der Phasmiden. Aber dieses Geschöpf übertraf alles Merkwürdige; wie soll ich es beschreiben? Zwei Zoll von einem dürren, gelben Grashalm, so wie man ihn pflückt, um einem verstopften Pfeifenrohr Luft zu verschaffen, dazu sechs andere Halmstückchen, nicht ganz so lang und viertels so dick, in der Mitte eingeknickt zu irgendeinem Winkel und in drei einander gegenüberstehenden Paaren in irgendeinem Winkel auf den dickern Halm gesteckt, so etwa sah mein Tschirombo aus. Wenn man seiner habhaft wird, streckt es die Gliedmaßen regellos von sich und sieht aus, als ob es ein vielmal eingeknickter, leicht zusammengewirrter feiner Grashalm wäre, und in dieser Lage verrückt dies seltsame Heugewirr seine mancherlei Winkel nicht um einen halben Grad. Die Art und Weise, mit der das Geschöpf in anscheinender

Leblosigkeit verharrt, ist fast so wunderbar als die Nachahmung selbst. Man kann es um und um wenden, es ist und bleibt Heu und nichts auf der Welt bringt es dazu, seine Zugehörigkeit zum Tierreich durch den geringsten Verdacht irgendeiner Bewegung einzugestehen. Alle Angehörige dieser Familie haben mehr oder minder die Gabe sich tot zu stellen, aber daß solch ein strohdürres Skelett es sich je beikommen lassen sollte, lebendig zu sein, ist das Hauptwunder. Diese Phasmiden, Gespenstschrecken zu deutsch, sehen einem Geist ähnlicher als einem lebenden Insekt, und so dünn sind sie, daß beim Versuch, sie für die Sammelbüchse zu töten, der stärkste Druck zwischen Finger und Daumen nicht mehr Eindruck auf sie macht, als wären sie von feinem Stahldraht; nur mit einem harten Gegenstand kann man sie sozusagen guillotinieren, wenn man ihr bißchen Leben der Wissenschaft opfern will.

Ich untersuchte danach manches Tausend Phasmiden, Mantiden und andere Mimicry treibende Arten; sicherlich giebt es kein merkwürdigeres oder interessanteres Studium. Jene Grashalminsekten finden sich ausschließlich zwischen den oft acht bis zehn Fuß hohen Gräsern, die stellenweise in allen afrikanischen Wäldern vorkommen. Während neun Monaten des Jahres ist dieses Gras von der Sonne strohgelb gedürrt, und die Insekten sind demgemäß strohfarben. Aber wenn auch gelb die Hauptfarbe dieser Gräser ist, so sind sie doch, besonders in der zweiten Hälfte des Jahres, einer Farbenveränderung unterworfen; sie sind dann entweder rötlich oder bräunlich, ähnlich dem Laub unserer Herbstwälder,

oder durch Fäulnis schwärzlich gestreift und gefleckt. Alle diese Erscheinungen haben ihr genaues Abbild an den Insekten, und um die Täuschung zu vervollständigen, nehmen die Fühlhörner einzelner Arten die Form von Grasblättern an; dieselben werden ein bis zwei Zoll lang und stehen vom Kopf des Insektes ab wie zwei einander gegenüberstehende Grasblättchen am Ende eines Halmes. Am liebsten klammern sich diese Insekten an einen Grashalm, als hätten sie eine Stange zu erklimmen; sie drücken den Körper an den Stengel, indem sie sich mit beiden Vordergliedmaßen festhalten, welche lang ausgestreckt mit dem übrigen Körper eine so eng am Halm haftende Linie bilden, daß das Insekt nur noch wie ein Teil desselben erscheint. Die vier andern Gliedmaßen starren borstensteif und ganz regungslos in die Luft wie Grasspitzen, während die Fühlhörner vom Kopf abstehen gleich Blättchen an einem Schaftknoten, wie denn auch der rundliche Kopf einem solchen ganz ähnlich ist. Wenn eines dieser Insekten von einem Halm zum andern hinüberspringt, dann verschwindet es einem fast vor den Augen; völlig starr



**Gespenstschrecke mit Larve** („Kriechendes Zweigchen"), natürliche Größe.

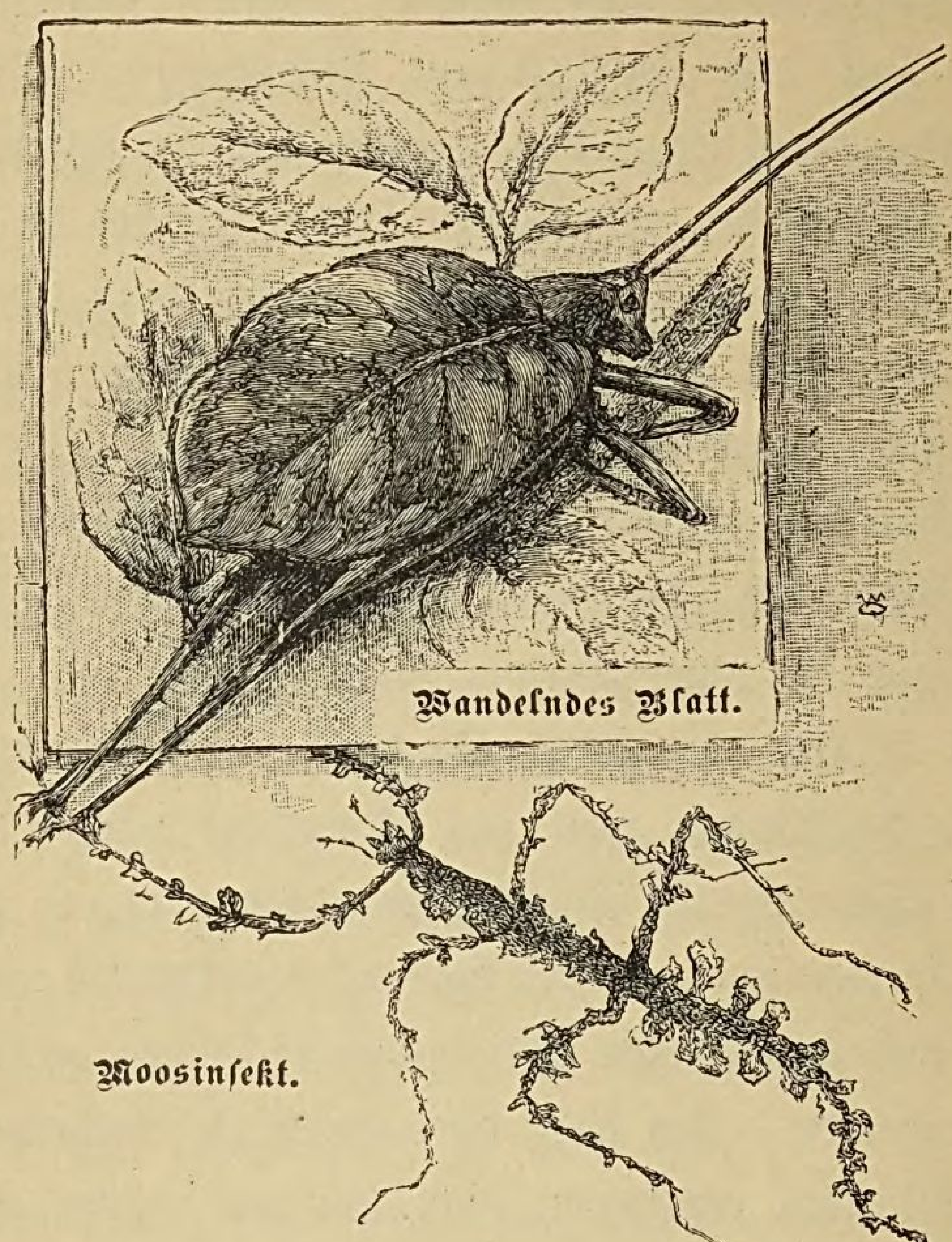
hängt es am neuen Grashalm, seine langen Gliedmaßen sehen aus wie zusammengeknicktes Heu, ebenso gefärbt wie Heu, ebenso fein wie Heu und damit aller Erkennung Trotz bietend. Die Fühlhörner, ebenso wie die Beine und der Körper, nehmen eine je nach der Jahreszeit und dem Aufenthaltsort verschiedene Färbung an; ist das Gras herbstlich gefärbt, dann sind sie es auch, und zwar durch alle Farbengrade vom hellen Rot der Flosse des Barsches bis zum tiefern Claretrot oder dem Goldbraun manchen Portweins. Aber das Seltsamste ist noch nicht erwähnt. Nach der Regenzeit, wenn neues Gras in frischem Grün aufschießt, sind diese heu- und strohähnlichen Insekten wie verschwunden. Ihre Farbe würde sie jetzt nicht mehr schützen. An ihrer Stelle erscheinen hellgrüne, dem jungen Gras gleich gefärbte. Ob das andere Insekten sind, oder nur die alten im Frühlingsanzug, weiß ich nicht, ich bin aber geneigt, sie für eine neue Bevölkerung zu halten; die Lebensdauer jener wird wohl mit dem alten Gras zu Ende sein.

Neben den grasnachahmenden Insekten giebt es eine zahlreiche Klasse, die sich kleine Zweige, Stückchen Holz zum Muster nehmen. Am häufigsten kommt ein kriechendes Zweiglein vor, drei oder vier Zoll lang, dem Anschein nach mit Rinde bekleidet, sogar mit Flechte wie der wirkliche Zweig. Die Nachahmung der Rinde ist eine der vollendetsten Täuschungen in der Natur; die feinen Unebenheiten, die flechtenartigen Flecken sind aufs genaueste nachgebildet und die Segmente des Insektenleibes stimmen mit den Abständen der Astknoten ganz merkwürdig überein. Wenn ich ein

solches Insekt fand, habe ich oft einen kleinen Zweig vom nächsten Baum geschnitten und daneben gelegt und wenn beide so von den Händen verdeckt waren, daß nur der gliederlose Teil des Insektes zur Vergleichung offen lag, war es ganz unmöglich, eins vom andern zu unterscheiden. Selbst die Gelenke an den Beinen sahen aus wie die Knoten eines Zweiges, und die charakteristische Haltung dieser Insekten ist wie eigens ersonnen, um die Täuschung zu nähren.

Ein noch ausgeklügelteres Geschlecht sind die Arten, welchen Blätter zur Vorlage dienen. Dieselben gehören meist den Mantiden oder der Heuschreckenverwandtschaft an; sie finden sich in allen Formen und Größen und Farben, sie ahmen Blätter in jeder Stufe des Wachstums, der vollendeten Ausbildung oder des Abwelkens nach. Manche tragen auf ihren breiten Flügeldecken einen glänzend grünen, deutlich geäderten und gerieften Abdruck des Blattes, während an Brust und Gliedmaßen seltsame Gestaltungen wie kleinere Blätter erscheinen. Ich habe diese Geschöpfe wiederholt mit wirklichen Blättern verglichen, nicht nur mit frischen, sondern auch mit verwelkten, fahlen und verschrumpften Blättern, ja die das runzelige Herbstblatt nachahmenden Arten sind zahlreicher und merkwürdiger als die Nachbildungen frischer Blätter. Flechten, Moose und Pilze haben ebenfalls ihre Nachahmer, es ist beinahe nichts im Pflanzenreich, kein Knoten, keine Warze, kein Schimmel, keine Schale, kein Dorn, keine Rinde, die nicht ihr lebendiges Gegenbild in irgendeiner Tierform hätte. Die meisten Motten, Käfer oder Wibel, besonders ihre Larven, sind mehr oder minder

durch Nachahmung geschützt; ja fast die ganze Bevölkerung der Tropen macht sich der Nachbildung auf bekannten oder



Wandelndes Blatt.

Moosinsekt.

unbekannten Wegen schuldig. Die flechtennachahmenden Insekten gehen so weit, daß sie selbst Löcher nachbilden; dies geschieht mittels unregelmäßiger schwarzer, wie durchsichtiger Flecke auf ihrem Rücken oder längs ihrer gefransten Seiten, damit das nachahmende Geschöpf ja nicht symmetrischer erscheine als sein Pflanzenvorbild. Ich konnte die seltsame kohlschwarze Zeichnung lang nicht verstehen, bis mir auf einmal ein Licht aufging. Das erste derartige Insekt, das

mir zu Gesicht kam, war ein Exemplar der ebenso seltsamen wie seltenen Harpax ocellaria, das an einem flechtenbewachsenen Ast klebte, der zur Feuerung ins Lager gebracht worden war, und so täuschend war die Nachahmung, daß selbst die Eingebornen nur Flechte sahen, bis der Betrüger seine florartigen Flügel entfaltete.

Es dürfte dem Leser zu viel werden, wollte ich von den mannigfaltigen Wegen dieser kleinen Heuchler weitere Beispiele geben, aber ein Exemplar muß ich ihm noch vorführen, welches in keckem Pharisäertum, dem kriechenden und fliegenden, alles übertrifft. Ich machte die Bekanntschaft dieses menteur à triple étage auf der Tanganjika-Hochebene. Ich lag einmal auf dieser eine ganze Woche vor Anker, wie ein Rollstein in einem trockenen Flußbett, denn nur auf diese Weise kann man ausfindig machen, was in der Natur vorgeht. Ein dichtes Blätterdach wölbte sich über mir, der Aufenthalt unzähliger Vögel, und die Granitgerölle im ausgetrockneten Flußbett, wie die Ufer umher, waren mit ihren weißen Erinnerungszeichen versehen. Eines Tages war ich von der Wahrnehmung überrascht, daß sich eines derselben bewegte. Es war nichts als ein weißer Fleck auf einem Stein, und als ich näher trat, sah ich, daß ich mich getäuscht haben mußte, es war nicht möglich, das Ding lag vollständig regungslos. Aber eine Bewegung hatte ich denn doch unzweifelhaft gesehen; ich bückte mich und berührte den Fleck. Es war ein Tierchen — natürlich maustot, als ich es anrührte, aber man lernt diese Betrügereien nach und nach kennen; ich ließ ihm ein paar Minuten Zeit, wieder lebendig zu werden

und machte mir schleunigst eine Skizze für den Fall, daß es durch den Stein verschwinden sollte, denn in jener Wunderwelt ist man auf alles gefaßt. Hier war der weiße Vogelfleck plötzlich lebendig geworden und über den Stein gekrabbelt, dann war es wieder ein ruhig schimmernder weißer Fleck, und doch war ich sicher, daß er sich bewegt hatte. Er verharrte regungslos, schon fürchtete ich mich eben doch getäuscht zu haben, und so drehte ich das Ding um. Nimmt nun ein ungläubiger Leser an, daß ich wirklich nur einen Vogelfleck gesehen habe, dann möge er mir erklären, wie ein weißes Guanoplätzchen zu sechs Beinen, einem Kopf und einem gegliederten Insektenleib kommt! Ich brachte das Geziefer wieder zurecht — es verriet sich durch diese ganze Prozedur mit keinem Lebenszeichen — dann trat ich ein paar Schritte zurück, ich wollte es doch gern noch einmal sich bewegen sehen; aber es fiel ihm nicht ein, es blieb standhaft tot. Da lag es wieder ohne Beine, ohne Kopf, ohne Fühlhörner, ganz ein Fleck, wie ihn ein Kind mit einem Stück Kreide in einer Sekunde hinzeichnen könnte. Nach einer Weile aber bewegte es sich, der Fleck schob sich langsam über den Stein. Darauf ergriff ich den Betrüger und inhaftierte ihn für meine Sammlung. Ich fand im ganzen etwa ein Dutzend von diesen Insekten. Sie sind ungefähr halb so groß als ein Pfennigstück, mehr ei- als kreisrund und weiß wie eine Schneeflocke. Diese weiße Farbe kommt von einem ganz feinen Pelz her, von weichen Härchen, die in winzig kleinen Büscheln den Rücken des Tierchens bedecken und ringsherum vorstehend die unregelmäßige Ge-

stalt bilden, welche dem Ding solche Ähnlichkeit mit einem Kalkspritzer giebt; auf der unteren Seite ist es ganz nackt. Die Gliedmaßen sind nichts als Fäden. Die Bewegung des Insektes ist langsam und gleichmäßig, immer wieder innehaltend, damit man es doch ja wenigstens für sterbend halten möchte, wenn nicht für tot. So viel ist richtig, wenn dieses Insekt bei seiner Farbe und Gewohnheit nicht den Schutz seiner Nachahmung hätte, so würde es nicht die geringste Aussicht haben, sich seines Lebens zu freuen. Es liegt furchtlos preisgegeben auf dem nackten Stein, und das im hellen tropischen Tageslicht, einer Zeit, in welcher fast alle Tiere sich zu verstecken suchen. Aber seine Umgebung ist sein Schutz; auf den Steinen rings umher befinden sich seine Patrone von wirklicher Vogelherkunft, und wenn man beide nebeneinander betrachtet, weiß man nicht, ob man mehr die originelle Idee bewundern soll, oder die ungeniert brillante Ausführung*).

Es erhellt wohl zur Genüge aus diesen kurzen Mitteilungen, daß das nachahmende Element nicht eine ausnahmsweise Erscheinung im Haushalt der Natur ist, sondern ein wesentlicher Teil desselben. Es handelt sich hier nicht um zufällige Ähnlichkeit, sondern wir erkennen beides, Methode

*) Es ist eine nicht geringe Verantwortlichkeit, der einzige Augenzeuge dieser kleinen Komödie zu sein, obschon ich sie, wie gesagt, ein dutzendmal sah; zu meiner Beruhigung abɛr teilt mir Mr. Kirby vom britischen Museum mit, daß sich ein Käfer in England findet, der Cionus blattaria, dessen Larve ganz ähnliche Verstellungskünste treibt.

und System, und das in solchem Umfang, daß wohl das ganze Tierreich mehr oder minder seine Beiträge liefert; es ist überdies ein System, das an der Hand der natürlichen Zuchtwahl immer reicher und schöner sich entwickeln muß. Auch ist anzunehmen, daß eine so verbreitete und so mit Erfolg verbreitete Erscheinung auf einem Nützlichkeitsprinzip beruht; es handelt sich nur darum, zu erkennen, worin der Nutzen etwa besteht, und da ist Ökonomie nicht das unwahrscheinliche. Die Natur thut alles so einfach und mit so wenig Aufwand als möglich, und die Ersparnis an Muskel und Nerv, an Instinkt und Kraftanstrengung ist bedeutend, wenn der einem Tier zu sichernde Lebensschutz nicht sowohl von seiner Thätigkeit als vielmehr von seiner Unthätigkeit abhängig gemacht wird. Anstatt vor der Gefahr davonzulaufen, braucht solch ein Geschöpf nur ganz stillzuhalten; es hat nicht nötig, sein Leben durch Kampf zu verteidigen, es verstellt sich nur. Dazu bedarf es keiner besonderen Muskelentwicklung, keiner Waffen, keiner Flügelkraft. Ein paar Striche mit dem Farbenpinsel der Natur, ein bißchen Umbildung von Brust und Unterleib, ein bißchen Umgestaltung von Fühlhörnern und anderen Gliedern, und der Zweck ist erreicht.

Die ersten Enthüllungen dieses Verstellungsvermögens machen einen geneigt, das ganze als etwas Feiges und Falsches zu verachten. Wenn man auch nicht umhin kann, die Tierchen ihrer Geschicklichkeit halber zu bewundern, so stößt man sich doch immer wieder daran und erklärt sie für unehrliche Schelme. Der Vertreter der Evolutions=

theorie muß die nachahmenden Arten überdies beschuldigen, daß sie die harmonische Entwicklung körperlicher Gaben vernachlässigen, indem sie den jedem Tier bestimmten Kampf ums Dasein mit wohlfeiler Hinterlist umgehen. Ist dem aber so? Steht das ästhetische Element in der Natur so sehr dem mechanischen nach? Sind Farbe und Form, Gelassenheit und Ruhe gar nichts und die Ausbildung einzelner Funktionen oder Fertigkeiten in den Künsten des Krieges alles? Ist es nichts, wenn bei manchen Tierarten die Verstellungskünste immer mehr sich vervollkommnen, die Fähigkeit, solche zu durchschauen, sich demgemäß bei anderen Gattungen steigern und verfeinern muß? Und um nur das Geringste gelten zu lassen, ist ein lebendiger Hund nicht besser als ein toter Löwe?

# VIII.

# Eine geologische Skizze.

## VIII.

# Eine geologische Skizze.

Die Forschungen verschiedener Afrikareisenden haben festgestellt, daß das Innere des dunklen Weltteils eine große zwölf- bis fünfzehnhundert Meter über dem Meeresspiegel gelegene Hochebene ist. An fünf verschiedenen Punkten — im Nordosten (südlich vom Meerbusen von Aden), in Abessinien, im Masailand, auf dem Tanganjika-Hochland, und im Binnenland von Benguela — erhebt sich jene Hochebene beträchtlich über fünfzehnhundert Meter, während sie in ihrer ganzen Ausdehnung mit großer Regelmäßigkeit gegen die Ost- und Westküste hin zu einem niederern sechs- bis neunhundert Meter hohen Plateau abfällt; an dieses schließen sich, nicht minder regelmäßig, beiden Küsten entlang Ebenen an von einer Durchschnittsbreite von zweihundertundfünzig Kilometer.

Mit dem hier zu beschreibenden Teil Afrikas, von der Mündung des Zambesi an bis zur Tanganjika-Hochebene, betreten wir die drei Gebiete nacheinander, zuerst den Küsten-

strich, dann das niedere äußere Plateau — das große allgemeine Hochland des Weltteils — und zuletzt die dritte und höchste Erhebung auf der Tanganjika=Hochebene. Eine so ungeheure Strecke läßt sich durch eine einzige Forschungsreise selbstverständlich nicht erschöpfen; meine Reise war auch nur ein kurzes, rasches Rekognoszieren, dessen Ergebnisse ich in einigen groben Zügen mitteile.

Die erste und einzige geologische Erscheinung, welche die Eintönigkeit der Mangrovesümpfe und der Grasniederungen des Küstengürtels unterbricht, sind die Überreste eines mit Schwämmen und anderen Organismen der Korallenfauna besetzten Riffes. Dasselbe tritt am Quaquafluß, etwas oberhalb Mogurramba, etwa achtzig Kilometer von der Küste entfernt zutage. Von geringer Ausdehnung erhebt es sich nur wenig über den jetzigen Meeresspiegel und beweist, an sich betrachtet, eine ganz unbedeutende Erhebung des Küstenstrichs. Etwa dreißig Kilometer weiter landein und ebenfalls nur wenig Meter über dem Meer folgt eine schwache, aus Sedimentärschichten bestehende Erhebung. Dieser Gürtel läßt sich nördlich wie südlich eine Strecke weit verfolgen. Ein wenig gutes Profil findet man am Zambesi, ein paar Kilometer oberhalb Shupanga, wo Livingstones Gattin begraben liegt. Dasselbe ist nur bei sehr niederem Wasserstand des Zambesi sichtbar, es besteht aus wenigen dünnen Schichten roten und gelben Sandsteins mit eingelagertem mergeligem Sandstein und feinen Konglomeraten. Sedimentärschichten in ähnlicher Wechsellagerung finden sich nordwärts bis Mombas, oberhalb Zanzibar, wenn nicht noch weiter hinauf und süd=

wärts bis zum Kapland. Man kann wohl annehmen, daß das ganze Hochland von einem schmalen Gürtel derselben eingefaßt ist. In dieser Serie finden sich nördlich von Natal keine organischen Überreste, doch geben vielleicht die Versteinerungen der Schichten im Kapland einigen Aufschluß, zu welchem geologischen Horizont sie gehören. Die großen Steinkohlenlager weiter oben am Zambesi, in der Gegend von Tette, gehören wahrscheinlich diesem Schichtensystem an.

In geringer Entfernung von der Einmündung des Shire in den Zambesi erheben sich fast unvermittelt die ersten Hügel des Hochlands, unregelmäßige, vereinzelte Massen, meist sattelförmige Rücken von sehr verschiedener Höhe, manche kaum fünfzig, andere bis sechshundert Meter hoch. Soweit ich dieselben untersuchte, bestehen sie aus ganz weißem Quarzit, der einzige Quarzit, der mir im Osten von Zentralafrika vorkam. Am Fuß des bedeutendsten dieser Hügel, des Morumballa, sprudelt die heiße Quelle, welche schon Livingstone in seinem „Zambesi" beschrieben hat. Heiße Quellen sind anderwärts in Afrika keineswegs selten, es finden sich mehrere an den Ufern des Njassasees. Dieselben sind von der einfachsten Beschaffenheit; ihre Temperatur ist zwar eine hohe, sie hinterlassen aber keine nennenswerten Niederschläge, woraus sich die chemische Zusammensetzung erkennen ließe.

Zwei oder drei Tagereisen weiter nördlich und westlich vom Morumballa, unter den Hügeln, die das Shirethal einschließen, ist auf der von Livingstone aufgenommenen Karte ein Steinkohlenlager angegeben. Ich habe die Gegend

ziemlich genau untersucht und verschiedene eingeborne Stämme befragt, und bin zu dem Schluß gekommen, daß Livingstone sich entweder getäuscht hat, oder falsch berichtet war. Eine schwarze Steinart findet sich allerdings in jener Gegend, ich verschaffte mir Proben davon, wie von anderen dunkelfarbigen Felsgattungen der Nachbarschaft, sie waren samt und sonders vulkanischen Ursprungs. Ein sehr dunkler Diorit war vielleicht das, was von weitem für Steinkohle gehalten worden ist. Von den Eingebornen im ganzen unteren Shiregebiet wußte keiner etwas von einem „schwarzen Stein, der brennt". Wie bereits erwähnt, wird Kohle allerdings am mittlern Zambesi gefunden; weiter südlich sind die Natal- und Transvaal-Kohlenfelder ja allgemein bekannt.

Ich kann hier gleich eines kleinen Steinkohlenflötzes erwähnen, das mit einem anderartigen Schichtensystem zusammenzuhängen scheint und darum von besonderem Interesse ist, weil es sich weiter im Innern des Landes befindet. Am Westufer des Njassasees nämlich, etwa 10° südlicher Breite, wurde vor einigen Jahren das Vorhandensein von Steinkohle von einem Forscher berichtet, der auf eigne Hand in dem von Livingstone erschlossenem Gebiet nach Gold suchte. Die Wichtigkeit einer solchen Entdeckung — ein Steinkohlenlager an den Ufern eines der großen Seen Innerafrikas — ist nicht zu überschätzen. Der verstorbene Ingenieur James Stewart, der sich um die Geographie Afrikas so verdient gemacht hat, ließ es sich angelegen sein, den Ort zu untersuchen; nachstehendes ist ein Auszug aus seinem Bericht an die Royal Geographical Society:

„Am 29. zogen wir nordwärts der Küste entlang und erreichten nach etwa einer Stunde den Fluß, in dem sich die von Rhodes entdeckte Kohle befindet. Sie liegt in einer Thonschicht, die in einem Winkel von 45° nach Westen einfällt. Sie ist etwa zehn Meter weit aufgeschlossen und ungefähr sieben Fuß mächtig. Die Kohle scheint mir nicht in ihrer ursprünglichen Lagerstätte, denn sie liegt zerbröckelt und hingeworfen da, als ob sie durch einen Erdrutsch zur Stelle gekommen wäre; auch finden sich Spuren von Lehm in den Zwischenräumen. Doch hat das im ganzen dichte Lager gute Kohlen. Ich verfolgte das Flötz etwa zweihundert Meter weit am Abhang des Hügels hin und fand es stellenweise wieder zutagetretend. Es liegt hundertundfünfzig Meter über dem See und zwei und einen halben Kilometer vom Ufer entfernt. Ich zündete mit dieser Kohle ein Feuer an, welches rasch aufbrannte. Die Kohle wurde weich, sie ist nur mäßig gashaltig, bäckt etwas zusammen beim Verbrennen, brennt aber doch gut.“ — Proceedings, Bd. III, Nr. 5, S. 264.

Ich untersuchte dieses Kohlenlager ziemlich genau, aber ich bedaure, dem Berichterstatter weder in geologischer noch wirtschaftlicher Beziehung beitreten zu können. Daß dasselbe sieben Fuß mächtig sei, ist jedenfalls ein Irrtum, es besteht vielmehr aus einer Reihe dünner, wechsellagernder Schichten, teils kohlen-, teils thonhaltig. Die wenigsten der Kohlenschichten sind mehr als zolldick. Ich zündete ein Feuer an, indem ich die besten Stücke dazu aussuchte, aber das Ergebnis entsprach nicht der Erwartung; es brannte langsam und

ohne Flamme. Hier und da finden sich dünne Lagen, die man als gute Kohle bezeichnen kann, aber das Flötz als ganzes schien von sehr untergeordnetem Wert und als Maschinenkohle einfach unbrauchbar zu sein. Nach dem allgemeinen Charakter der Gegend zu schließen, ist Kohle wohl nur in geringer Menge vorhanden. Dazu kommt, daß ein Steinkohlenlager am oberen Ende einer engen Felsschlucht an sich fast unzugänglich ist. Die Kohle des Njassasees, soweit solche bis jetzt bekannt geworden ist, läßt demnach nicht auf große wirtschaftliche Ausnutzung hoffen, obschon das Vorhandensein dieses Minerals in dieser Gegend überhaupt von nicht geringem geologischen Interesse ist. Proben dieser Kohle sind seitdem mikroskopisch untersucht worden, und Mr. Carruthers vom britischen Museum hat Makrosporen von Lykopodiaceen darin festgestellt; diese entsprechen ähnlichen Organismen in englischen Steinkohlenlagern.

Die Geologie der großen afrikanischen Hochebenen, wenn anders das Profil durch das Gebiet vom untern Shire bis zum Tanganjikasee als ein Beweis für den allgemeinen geologischen Bau gelten darf, ist so überaus einfach, daß sie mit den kürzesten Worten beschrieben werden kann. Das ganze Shiregebiet, etwa hundertundfünfzig Kilometer oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Zambesi, welches die niedere und höhere Zentralhochebene einschließt, das ganze Shirehochland vom Fluß an bis zum westlichen Ufer des Shirwasees, die ganze felsige Westküste des Njassasees und die ganze Hochebene zwischen dem Njassa- und dem Tanganjikasee bis mindestens in die Hälfte derselben, besteht, eine geringe

Unterbrechung abgerechnet, nur aus Granit und Gneiß. Durch dieses ganze weite Gebiet hin hat das Gestein in beharrlicher Einförmigkeit denselben Charakter und dasselbe Gefüge. Der Granit, ein gewöhnlicher grauer Granit, zusammengesetzt aus weißem, selten rötlichem Orthoklas, aus Biotit oder Magnesiaglimmer, selten Muscovit, ist weder fein- noch grobkörnig; der Gneiß hat dieselbe Zusammensetzung, nur von blättriger Textur. Welche Gesetzmäßigkeit in den Beziehungen dieser Gneiße und Granite besteht, konnte ich nicht ausfindig machen. In manchen Gegenden herrscht auf weite Strecken hin der Granit vor, in andern der Gneiß, häufig gehen beide Arten auf überraschende Weise ineinander über. Das von Joseph Thomson erforschte Profil, welches von Zanzibar nach dem Innern sich hinzieht, mit dem meinigen am Nordende des Njassasees zusammentrifft und von dort mehr östlich sich haltend den Tanganjikasee zum Zielpunkt hat, zeigt, daß die Gesteine auch dort dieselbe petrographische Struktur besitzen; und aus Bemerkungen, die sich in den Berichten anderer Forscher eingestreut finden, erhellt, daß die Gneiß-Granitbildung über einen sehr großen Teil Innerafrikas sich erstreckt. Accessorische Mineralien scheinen, nach einem freilich sehr allgemeinen Überblick zu urteilen, fast gänzlich zu fehlen. Bei Zomba im Shirehochland findet sich etwas Turmalin, aber von kostbaren Metallen entdeckte ich nirgends eine Spur. Gänge irgendwelcher Art sind selten, selbst Pegmatit ist mir nur einmal vorgekommen. Einen einzigen Landstrich ausgenommen, durchsetzen dieses ganze Gebiet keinerlei Gänge vulkanischer

Gesteine. Dieser Landstrich liegt im Süden des Shire-hochlandes, da wo die Hochebene vom Fluß aus ansteigt; hier sind solche Gänge ziemlich häufig. Sie sind selten mehr als einige Fuß breit und bestehen aus gewöhnlichem Dolerit oder Basalt. Die schwarze Steinart am untern Shire, von der oben im Zusammenhang mit Livingstones vermeintlicher Entdeckung von Steinkohle die Rede war, bildet möglicherweise einen dieser Gänge; daß vulkanische Gesteine in dieser Gegend in beträchtlicher Menge vorkommen, bezweifle ich übrigens. Am mittlern Zambesi, besonders in der Nähe der Viktoriafälle, finden sich jedoch an mehr als einer Stelle Basaltlager. Die einzige auffällige Spur vulkanischer Thätigkeit ist mir auf meiner ganzen Reise nur am äußersten Nordende des Njassasees begegnet; der Reisende stößt schon vorher hier und da am Seeufer auf Bimsstein, aber erst am äußersten Ende des Sees findet er den Ort ihres Ursprungs in einer Reihe niederer vulkanischer Kegel, welche bereits Thomson beschrieben hat. Dieselben scheinen nicht weit verbreitet und ihre Entstehungszeit allem nach verhältnismäßig jung zu sein.

Abgesehen von diesem lokalen Auftreten jungvulkanischer Gebilde am Nordende des Njassasees, traf ich auf meiner Marschlinie nur noch auf eine Unterbrechung der granitischen Gesteine und zwar in der Nähe des Negerdorfes Karonga, am Nordwestufer des Njassasees. Etwa zwanzig Kilometer vom See entfernt, auf dem Weg nach dem Tanganjikasee, nachdem ich den Lauf des Rukuru flußaufwärts durch eine Granitschlucht verfolgt hatte, stieß ich zu meinem nicht ge-

ringen Erstaunen auf deutlich zu erkennende Lagen geschichteten Gesteins. An einer Biegung des Flusses ist ein gutes Profil sichtbar. Die Schichten sind gegen den Granit geneigt, der hier Spuren stattgefundener Störung trägt; sie bestehen aus dünnen Lagen von sehr feinem hellgrauem Sandstein, blauem und grauem Thonschiefer mit vereinzelten Streifen grauen Kalksteins. Ich hielt mich einige Tage an der Stelle auf und war so glücklich, nach geduldiger Arbeit Versteinerungen zu finden. Das war natürlich das Interessanteste an diesen Schichten, denn meines Wissens sind diese Versteinerungen die einzigen bis jetzt in Innerafrika gefundenen. Der Thonschiefer lieferte, wie zu erwarten war, das reichste Ergebnis; eine Schichte insbesondere bestand aus einer Masse kleiner Lamellibranchiaten. Doch beschränken sich diese zahlreichen Muschelversteinerungen auf eine einzige Art von Telliniden, eine Familie, die noch jetzt in den tropischen Meeren reichlich vertreten ist und welche bis in die Juraformation zurückreicht. Pflanzenüberreste sind nur schwach mit einigen Schilf- und Grasarten vertreten. Fischschuppen finden sich massenweise, aber es kostete mich viel Mühe und Arbeit, zwei oder drei unvollständige Exemplare der Fische selbst auszugraben. Diese sind seither der sachkundigen Hand Dr. Traquairs von Edinburg übergeben worden, der sich in folgendem Briefe darüber ausspricht:

„Edinburg, 23. April 1888.

„Lieber Professor Drummond!

„Ich habe die mir von Ihnen übersandten Überreste von sechs versteinerten Fischen aus Innerafrika sorgfältig unter-

sucht, und wünschte allerdings, daß sie vollständiger wären; doch will ich sie hiermit nach bestem Vermögen beurteilen.

„Nr. 1, das größte Exemplar, zeigt die hintere Partie eines mäßig großen Fisches, nicht nur Schuppen, sondern auch Reste von Rücken-, Schwanz- und Afterflossen. Die Schwanzflosse ist stark heterocerk und war wahrscheinlich tief ausgeschnitten, doch sind die Strahlen des unteren Lappens sehr schlecht erhalten; von der Rücken- und Afterflosse sind nur die hinteren Teile sichtbar, sie stehen einander fast gegenüber und zeigen schöne, dichtgedrängte und enggegliederte Strahlen. Die verschobenen und verworfenen Schuppen sind knöchern, dick und rhomboidisch, mit einem derben stumpfen Kiel auf der innern Seite; der freie Teil der äußern Seite zeigt eine Ganoinschicht und ist spärlich mit Narben und Grübchen geziert.

„Dieser demnach zur Ordnung der Ganoiden gehörende Fisch läßt sich mit ebenso viel Gewißheit der Familie der Paläonisciden zuweisen; die Gattung muß schon eher unentschieden bleiben, da nur ein Bruchteil vorliegt. Der Form und Dicke der Schuppen nach zu urteilen, wäre ich geneigt, ihn als einen Akrolepis anzusprechen, wenn nicht die Rücken- und Afterflossen zu nahe am Schwanze und einander fast gegenüber stünden; die verschobenen Schuppen lassen übrigens der Annahme Raum, daß die ursprüngliche Stellung der einzelnen Teile nicht vollständig erhalten ist. Es scheint mir indessen außer Zweifel, daß damit eine neue Spezies vorliegt, und da Sie der erste sind, der überhaupt Fischversteinerungen aus Innerafrika gebracht hat, werden Sie mir

vielleicht gestatten, dieses Exemplar Acrolepis (?) Drummondi zu nennen.

„Nr. 2 ist ein Stück gelblich weißen Kalksteins mit zahlreichen kleinen, zerstreuten, rhombischen, gestreiften Ganoidschuppen, die ich nicht zu klassifizieren wage, doch glaube ich, daß sie von Paläonisciden stammen. Daneben befindet sich auch ein Teil des Kieferrandes mit vielen kleinen spitzkegelförmigen Zähnen. Aber unter diesen Überresten findet sich eine viel größere Schuppe, die offenbar von einem anderen Fisch herrührt; sie mißt einen Viertelzoll in der Breite wie in der Höhe und ist rhombisch; der Vorderrand ist ziemlich weit von der angrenzenden Schuppe überdeckt, und am oberen Rand findet sich ein derber Gelenkfortsatz. Die freie Fläche hat eine glänzende Ganoindecke mit Furchen zwischen schrägen, nicht sehr deutlichen Rippchen nach unten und rückwärts über die Schuppe, die in acht scharfen Zacken am hinteren Rand enden. Nicht weit davon findet sich der Abdruck der inneren Seite einer ähnlichen Schuppe, auch die Abdrücke von zwei Flossenträgern, vermutlich desselben Fisches.

„Es ist dies wahrscheinlich ebenfalls eine Paläoniscidschuppe, ihre Form hat Ähnlichkeit mit der Schuppe des Akrolepis, sie ist aber dünner, als sonst bei dieser Gattung der Fall ist; sie erinnert auch an gewisse Schuppen aus der europäischen Trias, die Agassiz Gyrolepis nennt. Von so unbedeutenden Überresten auf die Spezies zu schließen, ist gewagt, doch können wir die Schuppe vorläufig Acrolepis (?) Africanus nennen.

„Nr. 3 und 4 sind kleine Stückchen desselben Kalksteins mit den oben beschriebenen kleinen gestreiften Paläonisciden-schuppen.

„Nr. 5 ist ein Stück grauen glimmerigen Thonschiefers mit Schuppen einer vierten Art der Paläonisciden. Eine deutlich hervortretende Schuppe, die aber leider wie alle diese nur von der innern Seite sichtbar ist, ist einen Sechstelzoll hoch und fast einen Viertelzoll breit; sie ist so ziemlich rechteckig und hat am Oberrand einen kräftigen Gelenkfortsatz mit entsprechend tiefer Gelenkgrube auf der Gegenseite. Am vordern Rand ist ein Stückchen abgebrochen; der dadurch sichtbare Abdruck zeigt, daß die Nebenschuppe nur einen schmalen Teil überdeckt, und läßt erkennen, daß die freie Fläche mit mäßig scharfen Leistchen verziert ist, die schräg über die Schuppe verlaufen. Der hintere Rand ist fein gezahnt.

„Meines Erachtens ist diese Schuppe der Art und vielleicht der Gattung nach verschieden von den oben beschriebenen; da die äußere Fläche aber nicht genügend sichtbar ist, so ist es nicht möglich, sie befriedigend zu bestimmen.

„Nr. 6 ist ein Stück desselben Thonschiefers mit der clavicula eines kleinen Fisches der Paläonisciden; diesem einen Namen beizulegen, ist unmöglich.

„Ihr ergebener

R. H. Traquair."

Diese versteinerungführenden Schichten scheinen eine verhältnismäßig geringe Verbreitung zu haben und fallen steil nach Südosten ein. An der Stelle, wo ich sie untersuchte,

betrug ihre Ausdehnung vielleicht achthundert Meter, doch ist möglich, daß sie sich in anderen Richtungen weiter erstrecken. Ja, ich fand Spuren davon und verfolgte dieselben mehrere Kilometer weit in der Richtung, in welcher sich etwa achtzig Kilometer von hier das oben besprochene Steinkohlenflötz befindet, mit welchem sie vielleicht in Verbindung zu bringen sind.

Zum Schluß noch eine oder zwei allgemeine Bemerkungen über die Beziehungen geologischer Vorgänge zur heutigen Oberflächenform und über die physikalische Geographie des Landes. Erstens, was den Njassa- und den Shirwasee betrifft, so sind deutliche Beweise vorhanden, besonders was den letzteren angeht, daß sie früher von viel größerem Umfang waren als jetzt. Der Shirwa ist außerordentlich seicht, und obschon die Ufer im Osten und Süden gebirgig sind, so erinnert er doch eher an einen großen Morast als an einen eigentlichen See. Viele Kilometer von seinem Ufer entfernt ergiebt sich aus allerlei Anzeichen, daß man sich im Bette des früheren, größeren Shirwa befindet; ja, es ist nicht unmöglich, daß der Shirwa sich einst bis zum Südende des Njassasees erstreckte und mit diesem ein großes Binnenmeer bildete. Zur Begründung dieser Vermutung wäre übrigens eine eingehendere Untersuchung des Shirehochlandes nötig, als mir möglich war. Es ist eine Eigentümlichkeit des Shirwa, daß er salzig ist, während der Njassa und die anderen Seen Innerafrikas, mit Ausnahme des Leopoldsees, süßes Wasser haben; dies erklärt sich hinreichend aus der Seichtigkeit des Shirwa und aus seinem

nur zeitweisen Ablauf durch den Cheutasee in den Lujenda; die verhältnismäßig schmalen Seen, Njassa und Tanganjika, haben regelmäßigen Abfluß und sind sehr tief.

Daß übrigens auch der Njassasee in einem Zustand langsamen Austrocknens ist, ergiebt sich schon aus der oberflächlichsten Untersuchung seines südlichen Endes. Ein kleinerer See, der Pomalombe, hat sich hier bereits vom Hauptsee getrennt, eine beträchtliche Wasserfläche, welche der Shire mehrere Kilometer unterhalb seines Ausflusses aus dem Njassasee durchströmt, die aber in der trockenen Jahreszeit sehr seicht und an keiner Stelle über fünf Meter tief ist. Wenn die Versumpfung fortschreitet, wird er in einigen Jahren aufhören, schiffbar zu sein; und da er die Einfahrt in den Njassasee beherrscht, so wäre das eine beklagenswerte Verkürzung der großartigen Wasserstraße, die, eine Unterbrechung von ungefähr hundert Kilometer bei den Murchisonfällen abgerechnet, gegenwärtig vom Nordende des Njassasees bis zum Indischen Ozean an der Zambesimündung dem Verkehr offen ist.

Was die interessante Frage des Ursprungs des Njassasees angeht, wie überhaupt der großen innerafrikanischen Seen, des Viktoria-, des Albert-Njansa und des Tanganjika, so erlaube ich mir kein Urteil. Die Freunde der Theorie Ramsays vom Eisursprung der Seen können kein besseres Beispiel eines Felsenbeckens sich wünschen als das Bett des Njassa. Es ist eine riesige Granit- und Gneißmulde, fünfhundert Kilometer lang und nirgends über achtzig oder neunzig breit, vierhundertundachtzig Meter über dem Meer und

ringsum von Bergen umschlossen, die manchmal fast senkrecht zu seinen Ufern aus einer Höhe von drei- bis neunhundert Meter abstürzen. Die Tanganjika-Hochebene begrenzt ihn auf der Nordseite und er ist gerade da am tiefsten, wo die Eistheorie es verlangt, nämlich gegen das obere Ende des Sees. Andrerseits leistet die physikalische Geologie der Länder, in welchen die anderen innerafrikanischen Seen liegen, wie auch verschiedene Eigentümlichkeiten des Njassagebietes selbst, der Eistheorie keinen Vorschub, und Geologen, wie Murchison und andere, werden wohl recht haben, wenn sie annehmen, daß wir an all diesen Seen, so groß sie noch sind, doch nur die Überreste eines gewaltigen Binnenmeeres haben, welches sich einst über Innerafrika erstreckte.

Der zweite Punkt, den ich berühren möchte, ist die Frage der Vergletscherung selbst. Ich thue das geflissentlich darum, weil mir kürzlich Andeutungen begegnet sind und zwar von einer Seite, welcher alle Achtung gebührt, wonach in der Seengegend Innerafrikas noch heute Glacialerscheinungen vorhanden sein sollen. Ich muß sagen, daß meine Beobachtungen diese Ansicht nicht bestätigen. Ich habe vielleicht ausnahmsweise reiche Gelegenheit gehabt, die Phänomene der Vergletscherung sowohl in Europa als in Nordamerika zu studieren, aber in Innerafrika habe ich nirgends das geringste Anzeichen von Glacialthätigkeit wahrnehmen können. Ganz im Süden des Weltteils, im Kaffernland, giebt es allerdings Erscheinungen, die man fast ohne weiteres mit der Eiszeit in Beziehung bringen kann; aber in Ost-Zentralafrika fand ich nirgends eine Spur weder von Geschiebelehm,

Moränenschutt, noch von einer Abschleifung, Streifung oder Kritzung der Felsen, noch deutet das Relief der Oberfläche überhaupt auf ehemalige Vergletscherung hin. Es wäre interessant zu prüfen, in wiefern die Flora und Fauna des innern Hochlandes für oder gegen die Annahme der Glacialtheorie in jenen Gegenden sprechen.

Schließlich beruht das wirklich Bedeutsame in der Geologie Afrikas darin, daß es in diesem der Wissenschaft sich nun öffnenden großen Weltteil nichts Neues giebt, keine uns unbekannte Naturgewalt, kein Gestein, das wir nicht schon kennen, keine Pause in der Denudation, kein Gebilde, kein Gefüge, keine Struktur, welche das Gesetz ununterbrochener Entwicklung in Verwirrung bringen könnte.

Rasche Abkühlung ersetzt dort allerdings die Wirkung des Frostes in nördlichen Ländern und der derselben zuzuschreibende beträchtliche Einfluß auf die Denudation ist das Merkwürdigste in der Geologie der Tropen. Was der Regenwurm an transportierenden Dienstleistungen in den gemäßigten Zonen für die Erdkruste thut, das besorgen dort die Termiten; fürs übrige aber ergeben unsere neuesten Forschungen wie allerwärts so auch hier wieder die Einheit und Einfachheit der Natur.

IX.

# Eine meteorologische Notiz.

IX.

# Eine meteorologische Notiz.

Das Njassagebiet Innerafrikas kennt zwei Jahreszeiten: die Regenzeit und die trockene Zeit. Jene fängt mit großer Regelmäßigkeit in den ersten Tagen des Dezembers an und dauert bis Ende April; dann folgen die sechs trockenen Monate, während welcher kaum eine Wolke die Sonne verdeckt. In Blantyre auf dem Shirehochland beträgt der jährliche Regenfall durchschnittlich fünzig Zoll; zu Bandawe am Njassa sind sechsundachtzig Zoll in eher regenarmer Zeit beobachtet worden.

Der Barometer ist in tropischen Ländern viel weniger dem Wechsel unterworfen als in nördlichen Breiten; der jährliche Spielraum am Njassasee beträgt nur ungefähr einen halben Grad, etwa 28,20 Grad im November bis 28,70 im Juni. Das tägliche Steigen und Fallen beläuft sich dort nach Stewart selten auf mehr als zwanzig Hundertteile eines Grades.

Die jährliche Durchschnittstemperatur zu Blantyre, etwa

900 Meter über dem Meere, ist 10 ° C.; 5 ° C. ist dort schon beobachtet worden; in einem seltenen Fall fiel das Thermometer einen Grad unter den Gefrierpunkt. Am Njassasee, der halb so hoch liegt wie Blantyre, ist 30 ° C. die gewöhnliche Mittagstemperatur im heißesten Monat (November), während das durchschnittliche nächtliche Wärmemaß im kältesten Monat (Mai) ungefähr 15 ° C. beträgt. Die niederste Temperatur, die am Njassa beobachtet worden ist, war 10 ° C. und die höchste — das ist aber selten — 38 ° C. Als die „Livingstonia"-Mission noch das Kap Maclear am Südende des Njassasees inne hatte, besaß einer der damaligen Gehilfen im Jahre 1880 die Energie, während mehrerer Monate tägliche Beobachtungen über die Temperatur anzustellen und das Ergebnis einzutragen; ich verdanke diesen Aufzeichnungen die nachstehende Tabelle. Die Zeit der Beobachtungen war morgens sechs Uhr, mittags zwölf und abends sechs Uhr; ein Strich bedeutet, daß die Beobachtung unterblieb. — Das feuchte Thermometer zeigt durchschnittlich sechs Grad weniger.

## Temperaturangaben nach Celsiusgraden am Njassasee.

| Datum | Mai | Juni | Juli | Aug. | Sept. | Datum | Mai | Juni | Juli | Aug. | Sept. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 21° | 17° | 18° | 20° | 20° | | 20° | 19° | — | 17° | 21° |
| 1. | 27° | 24° | 23° | 24° | 27° | 11. | 24° | 25° | 25° | 27° | 27° |
| | 24° | 25° | 24° | 23° | 24° | | — | 24° | 23° | — | 27° |
| | — | 16° | 18° | 20° | 21° | | — | 19° | 21° | 19.° | — |
| 2. | 25° | 26° | 23° | — | 27° | 12. | 24° | 24° | 25° | 28° | — |
| | — | 23° | — | 23° | 24° | | 22° | 22° | — | 24° | — |
| | 19° | 19° | 17° | 19° | 19° | | 19° | — | — | 21° | 21° |
| 3. | 25° | 26° | 23° | — | 24° | 13. | 25° | 23° | — | 27° | 27° |
| | 24° | 23° | 21° | — | 23° | | 23° | — | — | 25° | 26° |
| | 20° | 18° | — | 17° | 22° | | 19° | 18° | — | 20° | 22° |
| 4. | 27° | 22° | 23° | — | 25° | 14. | 23° | 23° | — | 25° | 28° |
| | 26° | 21° | — | — | 27° | | 22° | — | — | 24° | 26° |
| | 20° | 18° | 18° | 24° | — | | 20° | 18° | — | 19° | 22° |
| 5. | 26° | 23° | — | — | — | 15. | 25° | 24° | — | — | 24° |
| | 25° | 23° | 22° | — | — | | 24° | 22° | 24° | — | 25° |
| | — | 18° | 18° | 21° | 19° | | 22° | 18° | 20° | 20° | — |
| 6. | 24° | 25° | 22° | 25° | 28° | 16. | 25° | 23° | 27° | 24° | 27° |
| | 24° | 24° | 23° | — | 25° | | 24° | 21° | 26° | 23° | 25° |
| | 19° | 19° | 18° | 16° | 22° | | 20° | 18° | 19° | — | — |
| 7. | 26° | 26° | 22° | 27° | 27° | 17. | 26° | 23° | 25° | — | — |
| | 24° | 24° | 22° | — | 25° | | 25° | 22° | — | 24° | 24° |
| | 19° | 19° | 18° | — | 21° | | 22° | 22° | 20° | 20° | 23° |
| 8. | 24° | 23° | — | — | 27° | 18. | 27° | 23° | 24° | 24° | 26° |
| | 23° | 23° | 22° | — | 28° | | 26° | 22° | 25° | 22° | 25° |
| | — | 20° | 19° | 17° | 21° | | 19° | 18° | 21° | — | — |
| 9. | 25° | 25° | 24° | 27° | 28° | 19. | 23° | — | 25° | 24° | — |
| | — | 23° | 23° | — | 25° | | 24° | 25° | 26° | 23° | — |
| | 19° | 20° | 19° | 17° | — | | 18° | — | 19° | 20° | 24° |
| 10. | 24° | 24° | — | 28° | 27° | 20. | 23° | 24° | 24° | — | 28° |
| | 23° | 23° | 22° | — | 25° | | 24° | 23° | 23° | 24° | 27° |

| Datum | Mai | Juni | Juli | Aug. | Sept. | Datum | Mai | Juni | Juli | Aug. | Sept. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 20° | 19° | 18° | 18° | 22° | | 21° | — | 19° | 19° | 23° |
| 21. | 24° | 22° | 24° | — | 20° | 27. | 25° | 22° | 23° | 25° | 29° |
| | 24° | 20° | 24° | 24° | 26° | | 23° | — | 21° | 25° | 28° |
| | 21° | 18° | 20° | — | 22° | | 21° | — | 19° | 21° | 23° |
| 22. | 24° | 19° | 24° | 26° | 27° | 28. | 26° | 22° | 24° | 27° | 28° |
| | — | 19° | 25° | 24° | 26° | | 25° | — | 23° | 26° | 26° |
| | — | 15° | 19° | — | 21° | | 20° | 18° | 19° | — | 20° |
| 23. | — | 20° | 25° | 27° | 28° | 29. | 27° | 21° | 22° | 24° | 28° |
| | — | 21° | 23° | 25° | 26° | | 25° | 22° | 24° | — | 27° |
| | — | 17° | 18° | 20° | 23° | | — | 18° | 18° | 19° | 23° |
| 24. | 25° | — | 24° | 21° | 28° | 30. | 24° | 23° | 26° | 26° | 28° |
| | 24° | — | 23° | 19° | 27° | | 25° | — | 24° | 25° | 27° |
| | 20° | 16° | 19° | 18° | 23° | | 19° | | 18° | 19° | |
| 25. | 25° | — | 23° | 24° | — | 31. | 23° | | 25° | 26° | |
| | 24° | — | 24° | 22° | 26° | | 23° | | 24° | 29° | |
| | 20° | 17° | 20° | 18° | — | | | | | | |
| 26. | 24° | 24° | 27° | 22° | — | | | | | | |
| | 24° | — | 24° | 23° | — | | | | | | |

# X.

# Kolonialpolitisches.

## X.

# Kolonialpolitisches.

Als ich nach meinen Wanderungen im Innern nach Quilimane an der Küste zurückkam, um mich nach England einzuschiffen, wurden mir von der portugiesischen Behörde daselbst allerlei amtliche Urkunden mit dem Bemerken zugestellt, daß ich dieselben mit meiner Unterschrift und einer Geldsumme anzuerkennen hätte, ehe es mir gestattet werden könne, Afrika zu verlassen. Nun hatte ich bereits unterschiedliche Zahlungen an Portugal geleistet, als es sich um mein Betreten des Weltteils handelte, es befremdete mich deshalb, daß es einer weiteren Summe bedürfe, um demselben den Rücken zu wenden. Da indessen keine Steuer an sich zu hoch sein konnte, die es einem ermöglichte, den Staub selbst der geringsten portugiesischen ostafrikanischen Besitzungen von seinen Füßen zu schütteln, so war ich sogar mit Vergnügen bereit, mein Lösegeld zu entrichten. Ehe dasselbe jedoch aus meiner Hand glitt, fiel mein Blick auf fünf großgedruckte Worte auf einem der Schriftstücke, dieselben lauteten:

„Steuer für Aufenthalt im Innern".

Mein Geldbeutel schloß sich sofort. Eine zwei- oder dreitägige Anwesenheit mit dem Zweck aufs Dampfboot zu warten, konnte mir doch kaum als solch ein Aufenthalt ausgelegt werden; und ebenso wenig konnte man mir einen Streifen Küstenbesitz füglich als das Innere bezeichnen. Ich erlaubte mir daher den portugiesischen Beamten auf das Unzutreffende dieser Benennungen aufmerksam zu machen. Über den bloß sprachlichen Sinn des Ausdruckes „Aufenthalt" wußte er nichts zu sagen, wohl aber ging er der Sache dahin auf den Grund, daß er mir zu verstehen gab, das Wort „Innere" habe im Portugiesischen eine wesentlich andere Bedeutung als im Englischen, es bezeichne für den Portugiesen ganz Afrika von der Küstenniederlassung Mozambique an und umfasse neben anderen beträchtlichen Besitzungen auch die bescheidenen Ländchen des oberen Shiregebiets, des Shirehochlandes, wie des Shirwa- und des Njassasees. Ja, der Mann versicherte mir ernsthaft, der Njassa wäre portugiesischer Besitz, und nachdem ich während meines Aufenthaltes in jenen Gegenden des Schutzes der altehrwürdigen Flagge Portugals mich erfreut hätte, gezieme es mir, meine Schuld der Dankbarkeit mit so und so viel hundert Reis zu entrichten.

Eine derartige Annahme des Besitzes war mir nun nicht gerade neu, aber die Idee, derselben mit einem Steuerzettel Nachdruck zu verleihen, ja den Ausländer tributpflichtig zu machen, war so unerhört, daß ich, ehe ich meiner angeblichen

Verbindlichkeit nachkam, das bescheidene Begehren vortrug, über folgende Punkte aufgeklärt zu werden: 1) Gehört das vorhin bezeichnete Gebiet wirklich Portugal? 2) Wann und wo hat England diesen Anspruch direkt oder indirekt anerkannt? 2) Wo in all dem mir so eben beschriebenen „Innern" findet sich die portugiesische Flagge? 4) Welchen Schutz hat besagte Flagge jemals mir oder einem anderen Europäer angedeihen lassen? Man antwortete ausweichend; ich erlaubte mir daher die geschichtlichen, geographischen und politischen Kenntnisse der Herren richtig zu stellen — eine ganze Anzahl von Beamten hatte sich nämlich inzwischen um mich geschart. Ich verwies sie auf folgende Thatsachen: 1) Das beschriebene Land gehört Portugal nicht. 2) England hat die portugiesische Souveränität daselbst in keiner Weise anerkannt, 3) Die portugiesische Flagge ist nirgends in den angeblichen Kolonieen zu finden, sie ist überhaupt nie dort gewesen. 4) Kein Portugiese hat je den Fuß in jene Länder gesetzt, einen einzelnen Mann ausgenommen, der, und das nicht einmal aus eigenem Antrieb, sondern auf englische Veranlassung hin, eine Strecke weit in jenes Innere gelangt war. Daraus folgt, daß ich keinerlei portugiesischen Schutz genossen, ja daß von einem solchen weder für mich noch für andere überhaupt die Rede sein kann. Diesen Auseinandersetzungen folgte tiefes Schweigen, dann ein Kopfschütteln und Hin- und Herlaufen der Beamten, und schließlich wurde der Vertreter John Bulls weder ins Gefängnis geworfen, noch wurde ihm seine Flinte — sein einziger wirklicher Schutz in Innerafrika — gepfändet, um den nur

im Reich der Einbildung gewährten portugiesischen Schutz zu bezahlen; er sah sich im Gegenteil höflich zur Thüre hinaus komplimentiert, von seiner Schuld an Portugal war nicht weiter die Rede und der unbezahlte Steuerzettel blieb in seiner Tasche stecken.

Ich erwähne diese Begebenheit, um alles Ernstes eine Frage zur Sprache zu bringen, die zur Zeit eine Tagesfrage ist: der Besitztitel der Äquatorialländer Afrikas. Warum Afrika nicht den Afrikanern gehören sollte, ist mir noch nie recht klar gewesen; indessen, da es nun einmal angenommen zu sein scheint, daß die verschiedenen Nationen Europas sich so rasch wie möglich in den Besitz Afrikas zu teilen haben, so darf man wohl, wenn nur im Interesse Afrikas selbst, die Frage in den Vordergrund stellen: womit werden diese Ansprüche begründet? Die kolonialpolitischen Verhältnisse sind nichts weniger als geordnet; die gegenwärtige Sachlage ist dem Leser mehr oder minder bekannt und ich begnüge mich damit, einige Punkte von unmittelbar praktischem Belang hervorzuheben.

Die Beziehungen Portugals zu Afrika sind alt und — wenigstens waren sie das ursprünglich — anerkennenswert. Portugiesische Seefahrer waren die ersten, welche die geographische Wissenschaft mit Kenntnissen über die afrikanische Küste bereicherten; schon im Jahre 1479 faßten die Portugiesen durch Gründung der Kolonie Mozambique auf der Ostküste Fuß. Ihre Herrschaft daselbst, obschon sie sich nominell von Delagoabai bis zum Vorgebirge Delgedo nordwärts erstreckte, beschränkte sich thatsächlich auf zwei oder

drei vereinzelte Niederlassungen und machte sich, abgesehen vom Zambesi, nirgends über den schmalsten Küstenstrich hinaus geltend. Am Zambesi errichteten sie die Stationen Senna, Tette und Zumbo, welche, obschon in sehr begrenztem Umfang, als Missions- und Handelsmittelpunkte dienten; gegenwärtig sind dieselben fast aufgegeben, jedenfalls in den letzten Stadien des Verfalls. Die Ansprüche Portugals an den unteren Zambesi, obgleich alle portugiesischen Versuche das Land zu kolonisieren und zu verwalten fehlschlugen, können von keiner europäischen Macht bestritten werden; die Landien oder Zulu am südlichen Flußufer weigern sich übrigens, die portugiesische Herrschaft gelten zu lassen und bestehen sogar auf einem jährlichen Tribut vonseiten der Portugiesen für ungestörtes Innehaben des Landstriches.

Es ist nie ein Versuch gemacht worden festzustellen, wie weit landein die auf Küstenbesitz sich gründenden portugiesischen Ansprüche anzuerkennen sind; so viel aber ist klar, daß die Gebiete nordwärts vom Zambesi — das Shirehochland und der Njassasee — nicht darunter verstanden werden können. Diese Gebiete sind von Livingstone entdeckt und erforscht worden. Es haben seither nur britische Unterthanen dort Fuß gefaßt und alle dortigen Niederlassungen bis jetzt sind gleichbedeutend mit britischer Kapitalanlage. Ein Anspruch Englands auf jene Länder — obschon nie mehr als moralische Ansprüche erhoben worden sind — hätte für sich das doppelte Recht der Entdeckung und der Ansiedelung; und wenn es sich darum handelt, ob Verträge mit den Ein-

gebornen abgeschlossen worden sind, so dürfte sich bei näherer Untersuchung wohl herausstellen, daß eine so nahe liegende Vorsicht von den zunächst Beteiligten nicht unterlassen worden ist. Auf der anderen Seite hat Portugal keine Verträge, kein einziger Portugiese ist im Land, ja bis vor kurzem hat keiner das Land nur gesehen. Die portugiesische Grenze hat sich nie über den Zusammenfluß des Shire und Ruo erstreckt und diese politische Grenzscheide ist von Chipitula und anderen am Shire herrschenden Häuptlingen stets so streng bewacht worden, daß es keinem portugiesischen Unterthanen bis jetzt verstattet war, sich nördlich von derselben blicken zu lassen. Anstatt also portugiesischer Besitz zu sein, ist das Shirehochland vielmehr ein Gebiet, von dem die Portugiesen aufs sorgfältigste ausgeschlossen sind.

Der Grund für diese nachdrückliche Fernhaltung ist nicht weit zu suchen. Anfangs hatten die Portugiesen viel zu viel damit zu thun, ihren stets mehr oder minder prekären Besitz am Zambesi festzuhalten, als daß sie sich um das darüber hinaus liegende Gebiet hätten kümmern können; und als später die englischen Erfolge ihre Blicke auf dasselbe zogen, war der Haß, dessen sie sich als unvermeidliche Folge ihrer langjährigen Bedrückung und schlechten Verwaltung seitens der Eingebornen erfreuten, so groß, daß nicht daran zu denken war, ihren allen Rechten der Eingebornen feindlichen Einfluß weiter auszudehnen. Hätten sie ihre Pflicht an dem schon so lange ihrem Einfluß unterstellten Teil von Afrika gethan, dann würde ihr Anrecht auf so viel neuen Besitz, als sie gut verwalten könnten, jetzt nicht anzufechten sein. Wenn

aber selbst die Eingebornen mit bewaffneter Hand sie am Vordringen hindern müssen, dann ist es unmöglich, ihre Ausdehnung ins Shirehochland zu gestatten, geschweige denn dasselbe rundweg als ihren Besitz anzuerkennen und dies um so weniger, als England durch friedliche Kolonisation und Missionsarbeit die Herzen und Hände der Eingebornen daselbst auf seiner Seite hat. Aus moralischen Gründen haben die Portugiesen die Zulassung zu weiterem Besitz in Innerafrika verwirkt. Sie sind seit Jahrhunderten im Land und haben schlechterdings nichts zur Hebung des Volkes gethan. Sie haben den Sklavenhandel nie zu unterdrücken gesucht, wohl aber haben sie ein Auge zugedrückt, wenn er blühte; hat doch Livingstone einmal mit eigener Hand einen Untergebenen des Gouverneurs von Tette auf frischer That an der Spitze einer großen Sklavenkarawane ergriffen. Sie stehen fast immer auf dem Kriegsfuß mit den eingebornen Stämmen. Sie haben die Trunksucht unter ihnen verbreitet. Ihre Missionen sind mißlungen, ihre Kolonisation ist nichts als ein leerer Name. Angesichts solcher Mißerfolge sollte es keines besonderen Druckes bedürfen, England und Deutschland zu veranlassen, die portugiesischen Ansprüche aufs Shirehochland oder gar aufs Njassagebiet mit aller Festigkeit zurückzuweisen, denn kämen diese Ansprüche zur Anerkennung, dann könnte man die letzte Hoffnung für Ost-Zentralafrika begraben.

Englands Einsatz in diesem Gebiete ist um vieles größer, als statistisch nachzuweisen ist; aber schon die oberflächlichste Darlegung der greifbaren englischen Interessen sollte genügen,

die englische Regierung zu energischem Schutz des Vorhandenen zu veranlassen.

Die schottische Staatskirche hat drei ordinierte Missionare im Shirehochland, außerdem einen Missionsarzt, einen Lehrer und eine Lehrerin, einen Zimmermann, einen Gärtner, sowie sonstige europäische und eingeborne Gehilfen. Die schottische Freikirche hat vier ordinierte Missionare am Njassa — drei derselben sind Ärzte — mehrere Lehrer und Handwerker, sowie eine Anzahl eingeborner Katechisten. Die Mission der englischen Universitäten hat einen Dampfer auf dem Njassa und verschiedene Missionsagenten in dessen Umgebung, während die African Lakes Company, wie schon erwähnt, Dampfer auf dem Shire und dem Njassa, sowie zwölf Handelsstationen hat, welche, durch das ganze Land hin zerstreut, von fünfundzwanzig europäischen Agenten bedient werden. Alle diese verschiedenen Mittelpunkte britischer Thätigkeit, wie auch die Privatniederlassung der Brüder Buchanan in Zomba sind wohlausgestattet mit Gebäuden, Gerätschaften, Straßen, Plantagen und Gärten; das Ganze repräsentiert ein Kapital von mindestens 180 000 Lstrl. (vierthalb Millionen Mark). Der bekannte Herausgeber der Tagebücher Livingstones, Rev. Horace Waller, schließt seine Aufzählung dieser britischen Unternehmungen in seinem Buch „Title-Deeds to Nyassa-Land“ mit den Worten: „Von den Mangrovesümpfen der Kongonemündung des Zambesi bis zum Nordende des Njassasees zieht sich eine Reihe von Grabhügeln; hier ruhen Marineoffiziere, heldenmütige Frauen, ein Missionsbischof, Geistliche, Beamte des auswärtigen Dienstes,

Ärzte, Männer der Wissenschaft, Ingenieure, Handwerker. Alle diese waren unsere Landsleute; sie liegen in ruhmvollen Gräbern. Ihre Arbeit ist der Grundstein und schon erhebt sich das Gebäude. Britische Missionare wirken mit großer Hingabe im Shirehochland, ebenso am Njassa, sowohl an seinen Ufern als auch auf seinen Inseln, ja sogar kraft todesmutiger Auswahl in den Ortschaften der räuberischen Horden auf den Hochebenen zu beiden Seiten des Sees. Eingeborne Christen in wachsender Anzahl verdanken jenen Missionaren ihre Kenntnis des christlichen Glaubens; Dutzende von künftigen Häuptlingen werden in ihren Schulen unterrichtet, welche weithin durchs Land verbreitet sind; Pflanzungen werden angelegt; der Handel entwickelt sich in langsamem aber stetigem Fortschritt; eine thatkräftige Gesellschaft hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Eingebornen zu zeigen, daß es wertvollere ‚Ware' im Lande giebt, als ihre Söhne und Töchter." Solcherart war auch Livingstones Ausblick, als er in den letzten Jahren seines Lebens sich immer wieder an seine Landsleute wandte mit der Aufforderung, ihm nach Afrika zu folgen. „Ich habe die Thür geöffnet", sagte er, „sorget, daß sie von keinem nach mir geschlossen wird."

So wichtig nun die Frage ist, ob portugiesischer, ob britischer Einfluß in Äquatorialafrika vorherrschen soll, so ist das keineswegs alles; ganz Europa und vorweg Deutschland sucht Einfluß in Afrika zu gewinnen. Die Deutschen an sich sind tüchtige Kolonisten; was ihnen fehlt, ist das nötige Geld; und jede europäische Macht, gleichviel welcher Nationalität, die ernstlich an der Zivilisation Afrikas

arbeitet, die das Land wirklich verwalten will, hat ein Recht, dort Fuß zu fassen. Aber wenn auch alle ein Recht haben, Kolonialbesitz in Afrika zu erwerben, so liegt doch auf der Hand, daß ein internationales Einvernehmen zustande kommen sollte, das diesen verschiedenen Erwerbungen bestimmte Grenzen zieht, damit die verschiedenen Kolonieen, die verschiedenen Handels- und Missionsgesellschaften genau wissen, woran sie sind. Bis jetzt herrscht eine bunte Wirrnis, der verschiedenartigste europäische Einfluß greift fortwährend ineinander über; als Beweis diene nachstehende Übersicht der Besitzergreifungen der Westküste entlang von der Meerenge von Gibraltar bis zum Kap der guten Hoffnung.

## Politische Einteilung Westafrikas.

| | |
|---|---|
| Spanien . . . . | Marokko. |
| Frankreich . . . | " |
| Spanien . . . . | gegenüber den Kanarischen Inseln. |
| Frankreich . . . | Französisch Senegambien. |
| Großbritannien . . | Britisch " |
| Frankreich . . . | Französisch " |
| Großbritannien . . | Britisch " |
| Portugal . . . . | Portugiesisch " |
| Großbritannien . . | Sierra Leone. |
| Liberia . . . . | Die liberische Republik. |
| Frankreich . . . | Goldküste. |
| England . . . . | " |
| Deutschland . . . | Togoland. |

| | |
|---|---|
| Frankreich . . . | Dahomey. |
| Herrenlos . . . | " |
| England . . . . | Niger. |
| Deutschland . . . | Kamerun. |
| Frankreich . . . | Französisch Kongo. |
| Portugal . . . . | Portugiesisch " |
| International . . | Kongostaat. |
| Portugal . . . . | Angola. |
| Portugal . . . . | Benguela. |
| Deutschland . . . | Hereroland. |
| England . . . . | Walfischbai. |
| Deutschland . . . | Namaland (Angra Pequena). |
| England . . . . | Kap der guten Hoffnung. |

Diese verschiedenen Besitztümer längs der Westküste haben wenigstens den Vorteil, einigermaßen klar begrenzt zu sein. Was aber die Ostküste anlangt, so besteht besonders nach dem Innern hin die reinste Grenzverwirrung. So ganz hoffnungslos müßte es nicht sein, auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß eine internationale Konferenz zusammentreten sollte, um die Rechtstitel zu prüfen, Grenzverwirrungen zu schlichten, Territorien zu bestimmen, Besitztümer, Schutzverhältnisse, Grundeigentum von Gesellschaften und die Sphären politischer Einflüsse genau zu bezeichnen. England kann sich mit moralischem Gewicht begnügen; es hat genug Kolonieen und begehrt keine neuen. Wenn das Besitzergreifen von Afrika aber nicht mit mehr Ordnung betrieben wird als bisher, wie sollen ernstliche Konflikte da ausbleiben?

Kehren wir mittlerweile zu Portugal und seinen Miß-

erfolgen zurück, denn an diesen können alle lernen, die den dunklen Weltteil kolonisieren möchten. Portugal hat in zwiefacher Richtung seinen Beruf in Afrika verfehlt, es hat dem Land keinen Gewinn gebracht, und es hat keinen Gewinn aus dem Land gezogen. Seit vier Jahrhunderten hat es Kolonialbesitz in Afrika. Die Geschichte dieses Besitzes ist mit zwei Worten gekennzeichnet: Vernachlässigung und Verfall. Die jämmerlichen Niederlassungen, die jeder Reisende an der Mozambiqueküste und am Zambesi in Augenschein nehmen kann, sind der Beweis dafür. Aus diesen Ansiedelungen ertönt die ernste Warnung: „Bleibe fern von Afrika, wer's nicht besser versteht, wer mit der Würde des Besitzes nicht auch die Verantwortlichkeit übernimmt!" Wenn die Kulturstaaten Europas mit ihren Kolonisationsversuchen keine bessere Ehre in Afrika einlegen können als Portugal, wenn die neuern europäischen Unternehmungen im dunkeln Weltteil dem Anbau des Landes, der Hebung des schwarzen Menschengeschlechts, dem eignen lohnenden Gewinn kein besseres Resultat sichern, als was Portugal vorzuzeigen hat, dann kann man nur wünschen, daß der letzte Weiße baldigst aus Afrika verschwinde. Der portugiesische Besitz in Afrika hat sich fürs Mutterland nur als Schaden erwiesen: er hat Kapitalien verschlungen, hat Menschenleben gekostet und zum Ergebnis einer bankrotten Kolonie geführt, die Portugal, wäre es nicht wegen des demütigenden Zugeständnisses seiner Unfähigkeit, lieber heute als morgen los wäre.

Dieser traurigen Thatsache liegen drei Hauptursachen zugrunde: es fehlte am rechten Geist, an den rechten Männern,

und an der rechten Methode. Portugal war dem Ernst seiner afrikanischen Aufgabe nicht gewachsen; Mozambique und Zambesiland waren immerhin brauchbar als Strafkolonie, und ihr Besitz schmeichelte dem Nationalstolz als ein Überbleibsel vergangener Glorie, als Erinnerung an eine Zeit, da Portugals Seefahrer seinen Ruhm durch die Welt trugen. Jene Zeiten sind aber längst dahin, der alte Geist ist auch aus der Kolonie längst entwichen; man ließ dort alles gehn wie es wollte, und die natürliche Folge solcher Vernachlässigung war totaler Verfall. Denn auch die Männer, die Portugal der Kolonie zusandte, waren nicht derart, daß viel Gutes zu erwarten war: es waren größtenteils Mußkolonisten, Sträflinge, die hingingen, weil das Mutterland sich ihrer entledigte. Ein Sträfling kann zwar einen klugen Kopf haben und arbeitsfähige Hände, ja sogar einen sehr klugen Kopf und sehr tüchtige Hände, daraus ergiebt sich aber nur, daß Verstand und Arbeitskraft des Kolonisten an sich nicht die Dinge sind, die einer europäischen Niederlassung in Afrika Gedeihen sichern. Was diesen Portugiesen mangelte, war Charakter, innere Tüchtigkeit. Und wie gingen sie zuwerke! Das allerletzte, was diesen Mußkolonisten beikam, war ihrerseits für die Produktionsthätigkeit des Landes zu sorgen. Das war des Afrikaners Sache; sie hielten sich an den Eingebornen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, und wenn der Eingeborne dann noch etwas für sich selbst nötig hatte, mochte er sehen, wo er es herbekam. Der portugiesische Kolonist brachte auf diese Weise nichts Neues ins Land, ja er verbesserte nicht einmal wesentlich die

Produktion der Dinge, die das Land schon kannte. Der Beruf des rechten Kolonisten aber ist der, dem neuerworbnen Land, nicht dem Eingebornen, neue Produktionskraft zu entlocken; wenn er sich jenes angelegen sein läßt, kann dieses die natürliche Folge sein; wenn er es aber nur auf das zweite, nur auf den Eingebornen abgesehen hat, verfehlt er jenen Beruf. Dem portugiesischen Kolonisten lag nichts am Land und nichts am Eingebornen, seine einzige Sorge war die Selbstsucht. Sich das Leben so behaglich als möglich zu machen, seinen Beutel so hübsch zu füllen, als es gehen wollte, und die Kolonie so bald als möglich wieder zu verlassen: das war sein Ziel.

Wie ganz anders hingegen der wahre Kolonist! Er kann durch Schaden klug werden müssen, dies und jenes verkehrt anfangen, aber auf die soeben genannten Fehler wird er nicht verfallen. Wenn er mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wenn dieses und jenes ihm mißlingt, so wird der Grund einerseits darin zu suchen sein, daß es eben gelernt sein will, den Eingebornen zu behandeln, wie andrerseits in des Eingebornen Unfähigkeit den Europäer zu begreifen. Den Eingebornen nach seinem Wesen zu erfassen, zu seinen Anschauungen herunterzusteigen, sich in seine Welt zu versetzen, auf der Spur seines Denkens zu folgen — ein gar kindliches Denken oft —, seine Handlungsweise, seine begrenzten Ziele nur zu verstehen, ist eine Kunst, eine eben so interessante als notwendige Aufgabe. Eine halbe Lebenszeit genügt kaum für dieses Studium, und wenn der Europäer seinen schwarzen Bruder, den „unberechenbaren Wilden“,

nur erst einmal versteht, welcher Geduld bedarf es noch, mit ihm zu verkehren, welcher Nächstenliebe, ihn allezeit mit Nachsicht zu behandeln, welcher Lindigkeit, ihn zu leiten! Das aber sind keine alltäglichen Eigenschaften, und nicht jeder, der nach Afrika geht, ist der Mann dazu! Die erste Pflicht einer europäischen Ansiedelung in Afrika muß die sein, sich weise und wohlwollend zu den benachbarten Eingebornen zu stellen, ja sogar sich ihnen anzupassen. Es ist stets im Auge zu behalten, daß es von größerer Wichtigkeit ist, w i e etwas geschieht, als was geschieht, w i e von dem Eingebornen etwas verlangt wird, w i e neue Dinge bei ihm eingeführt werden. Der Afrikaner hat ein Recht berücksichtigt zu werden, es gilt ihn zu nehmen, wie er ist, mit seinen Traditionen zu rechnen. Es ist bekanntermaßen schwer genug für die europäischen Ansiedler sich äußerlich in Afrika zurechtzufinden, sich nur einmal zu akklimatisieren, ungleich schwerer aber ist es für den Afrikaner — das werde nie vergessen — sich dem Europäer anzupassen, sich moralisch und geistig in seiner Weise, in seinen Anschauungen zurechtzufinden. Das ist auch ein Akklimatisieren! Dieses wie jenes ist kein leichtes Unternehmen, und wenn in beiden Fällen die größte Vorsicht geboten ist, so berechtigt nur die völligste Selbstbeherrschung — seitens des Europäers nämlich — in letzterer Hinsicht zu Hoffnung auf Erfolg. Der Afrikaner kann nur ganz allmählich beeinflußt, erzogen werden, Machthaberei nützt da gar nichts. Gesetze sind ihm ein leeres Wort, mögen sie an sich noch so gut sein, man kann ihn nicht regieren wollen, wie man den Europäer regiert; ihn vollends strafgesetzlich

zur Botmäßigkeit züchten zu wollen, wäre ein Verbrechen an seiner Verantwortungslosigkeit. Ein Kind muß erst verstehen, was man von ihm verlangt, ehe man daran denken kann, es wegen übertretener Gebote zu strafen. Die europäische Gesittung in Handel und Wandel irgendwelcher Art, mit ihrem gesellschaftlichen, gesetzlichen und politischen Ausbau kann nur mit großem Takt, mit großer Geduld nach Afrika verpflanzt werden, und man muß auf Erfolg warten können. Das Gesetz des Wachstums gilt auch hier. Dem Kind der Wildnis die Zivilisation mechanisch oder gar zwangsweise beibringen zu wollen, widerstreitet dem Grundgesetz natürlicher Entwicklung. Entfaltung ist auch hier der Weg, wenn nicht eine Katastrophe eintreten soll, die mit Zerstörung des Unterdrückers oder des Unterdrückten endet. So ergiebt sich von selbst, daß der für Afrika geeignete Kolonist, von äußerer Tauglichkeit abgesehen, drei Haupteigenschaften nötig hat, will er anders auf Erfolg rechnen: Geduld, Einsicht und echte Menschenfreundlichkeit. Welcher von diesen der Vorrang gebührt, ist nicht schwer zu sagen. Ich stelle hier nicht die Religion in den Vordergrund, aber auch im vorliegenden Fall gilt sicherlich das Wort „Die Liebe ist die größeste unter ihnen". Wer will das bestreiten? Ist nicht die ganze Kulturgeschichte, die ganze Geschichte menschlicher Entwicklung, die eigene Erfahrung eines jeden, der die menschliche Natur kennt, auf meiner Seite, wenn ich mit Tolstoi sage: „Die Menschen bleiben am Leben, nicht weil Vorsicht ihnen eigen ist, sondern, weil die Liebe in ihnen wohnt"? Die Geschichte lehrt es, und

jeder, der nur ein Handlanger sein möchte beim großen Geschäft menschlichen Fortschritts, möge wohl beachten, daß diejenigen Kulturstaaten, diejenigen Kolonialbestrebungen am weitesten gekommen sind, in welchen jene Wahrheit am besten zur Geltung kam. Man braucht nur die Weltkarte und statistische Tabellen zur Hand zu nehmen, um zu erkennen, in welcher unmittelbaren Verbindung nationaler Erfolg und die in einem Volk entwickelte Nächstenliebe miteinander stehen. Sind nicht diejenigen Völker am weitesten voran, diejenigen Kolonieen am blühendsten, in welchen die dem Christentum entspringenden Kräfte wirken konnten? Und, was noch bedeutsamer ist, je reiner, je intensiver diese Kräfte, um so größer der Erfolg: es ist auch hier der Geist, der lebendig macht, und es bedarf gar nicht einmal der Bibel, schon der Bestand der menschlichen Gesellschaft lehrt uns, daß die Liebe der Menschen untereinander eine Macht ist.

Nächstenliebe ist demnach was Afrika am meisten fehlt, was Europa ihm bringen soll; der dunkle Weltteil ist darum dunkel, weil er diese Liebe nicht kennt. Warum hat die Kultur bis jetzt dort keine Stätte? Afrika hat fruchtbaren Boden, es fehlt weder an Saat, noch an Sonnenschein und Regen, es hat eine entwicklungsfähige Menschheit, aber es weiß nichts von Nächstenliebe. Kultur ist Bildung, sie sollte vor allem Herzensbildung sein. Kein Eingeborner weiß, was das ist; eine That der Nächstenliebe von ihm erwarten ist ganz vergeblich, nicht etwa weil ihm der gute Wille fehlt, sondern weil es außerhalb seiner Begriffssphäre liegt. Daß man sich auch einmal für einen andern aufopfern könnte,

versteht er nicht. Darum hat der Araber so leichtes Spiel, darum liegen die Millionen von Eingebornen hilflos am Boden. Manche sagen — es steht dies auf einer andern Seite dieses Buches — der Araber herrscht, weil er Pulver und Blei hat. Dies ist der oberflächliche Grund, die tiefere Ursache liegt darin: die Eingebornen sind uneins, die Araber eins, die Araber stehen einer für alle, die Eingebornen kümmern sich nicht umeinander. Es giebt sogar mehr bewaffnete Afrikaner in Afrika als bewaffnete Araber, dennoch trägt der Araber Feuer und Blutvergießen durchs Land und schleppt die widerstandslose Menschheit ungehindert in die Sklaverei. Hätten die Eingebornen nur die Spur von Fähigkeit, sich untereinander zu verbinden, sich einander anzuschließen, sie könnten in Jahresfrist der Hinschlächterei ihrer Volksgenossen wehren, ihr in zehn Jahren für immer ein Ende machen. Aber tagtäglich ereignet es sich, daß die Araber auf der einen Seite eines Flusses die Dörfer in Brand stecken, Männer durchspeeren, Weiber und Kinder davonführen, das ganze Gebiet eines Stammes mit Blut tränken, und der Nachbarstamm am andern Ufer sieht einfach zu! Vielleicht denkt er: heute trifft's die, morgen kann's uns treffen; er kann allerlei denken, nur eins fällt ihm nicht ein, daß er seinem Nächsten überm Fluß zuhilfe eilen könnte. Daß in solch gegenseitigem Zuhilfeeilen des Afrikaners eine Hoffnung liegt, ist uns sonnenklar, man kann es kaum begreifen, daß dies während all der Jahrhunderte namenlosen Elends dem Afrikaner selbst nicht klar geworden ist. Dies ist keine Übertreibung, sondern Thatsache. Den Tod kennt der Afri=

kaner aus bitterer Erfahrung; die Liebe, die stärker ist als der Tod, kennt er nicht.

Darum harrt Afrika nicht sowohl des Kolonisten, der ein rechter Kolonist ist, sondern des Kolonisten; der ein rechter Mensch ist. Der Humanität war nie eine schönere Aufgabe vorbehalten, als sie zur Zeit der Kulturvölker wartet, seien diese Deutsche, Engländer, Belgier, oder was sonst, die in Afrika Fuß fassen und ihren schwarzen Brüdern zeigen können, was Nächstenliebe, was Wahrheit und Gerechtigkeit ist. Dann kann der dunkle Weltteil zum erlösten Weltteil werden, ein Mitempfänger der der ganzen Menschheit bestimmten ewigen Güter. Nicht ein Kulturstaat vor andern kann Afrika diesen Segen bringen, die Arbeit ist zu groß, alle müssen mitwirken; die Rettung Afrikas ist ein Werk der Zeit, sie ist eine Pflicht der ganzen zivilisierten Welt. Möchten die Repräsentanten der Zivilisation, die jetzt schon dort sind, einander die Hand bieten — es bedarf nicht erst eines formellen Bündnisses — möchten sie alle thun, was in ihrer Macht steht, sei's von regierungswegen, sei's durch Privatunternehmung und opferwillige Hingabe des einzelnen, die europäischen Niederlassungen in Afrika zu Stätten der Gerechtigkeit zu machen, wo die Nächstenliebe wandelt und Friede herrscht.

## XI.

# Die Sklaverei.

Ein Aufruf.

## XI.

# Die Sklaverei.

## Ein Aufruf.

---

Die ablaufenden Jahre des neunzehnten Jahrhunderts werden der Zukunft eine sittliche Erscheinung überliefern, die bis jetzt nicht ihresgleichen in der Geschichte hat: das Zustandekommen einer großen selbstlosen, internationalen Bewegung zur Unterdrückung eines besonderen Frevels, eines Frevels, der weder die internationalen Interessen verletzt, noch diejenigen persönlich schädigt, die ihm entgegentreten wollen, und dem nur darum entgegengetreten wird, weil die Menschlichkeit, weil das Christentum es verlangt. Die Hauptstaaten Europas gehen zur Stunde damit um, sich aneinander zu schließen, nicht zu der herkömmlichen Defensivallianz in der Hoffnung auf gegenseitige Bereicherung, noch zum Schutz ihrer Unterthanen vor drohenden Kriegsgefahren; es ist vielmehr eine Offensivallianz zugunsten eines Fremdlings, dessen einziger Anspruch in seiner völligen Hilflosigkeit liegt. Und was noch viel bedeutsamer ist, die römisch-katho-

lische und die protestantische Kirche begegnen sich einmal in gemeinsamer Teilnahme, beide suchen die Befreiung eines Landes, das fern ist von ihren Grenzen. Wann hat man es je erlebt, daß die Nationen Europas ihre politische Thätigkeit ohne Gewinnsucht einem Volk zuwandten, das sich nicht rühmen kann, eine Nation zu sein? Wann hat der Klerus je sich einer Herde angenommen, ohne an Proselytismus zu denken, um ein Land sich bemüht, das nicht einmal den Begriff einer Kirche kennt?

Eine Erscheinung dieser Art ist so wichtig, daß sie mehr als eine flüchtige Beachtung verdient. Ich beabsichtige in diesem Kapitel *) bereits Erzähltes zu ergänzen, die oben erwähnte Bewegung durch schärferes Hervorheben des Übels zu beleuchten, welches zu bekämpfen ihre Absicht ist, darzulegen, was bis jetzt geschehen ist, was geschehen kann und was die Aussichten auf Erfolg sind. Trotz aller bisherigen Unternehmungen von Entdeckungsreisenden ist Afrika in Wahrheit noch ein unerforschtes Land. Seine Beschaffenheit ist, um einen geologischen Ausdruck zu gebrauchen, nur durch „Profile“ bekannt, Inspektionslinien, die an verschiedenen und einander fernliegenden Punkten gezogen sind, mit Verbindungslinien da und dort. Die sittliche und zivile Lage des Landes läßt sich nur folgerungsweise an der Hand dieser großen Reiserouten erkennen. Nun herrscht der Hauptsache

*) Dieses Kapitel ist vom Verfasser für die deutsche Ausgabe im Frühjahr 1889 geschrieben; der Hauptteil des Buches datiert aus dem Jahre 1888.

nach eine verhängnisvolle Übereinstimmung in den Berichten der verschiedenen Forscher und jeder neue Reisende bestätigt das Gesagte, es ist daher anzunehmen, das jene Profile, jene Inspektionslinien typischer Art sind, daß sie uns richtige Einblicke in den dunklen Weltteil verstatten, und wir von diesem als Ganzes sagen müssen, daß noch kaum ein Lichtstrahl ihn erhellt. Ein kurzes Verhör von einigen der hauptsächlichsten Augenzeugen wird genügen, die Zustände des Landes in ihrer grellen Thatsächlichkeit und nackten Wahrheit vor die Seele des Lesers zu stellen.

Der bekannte deutsche Afrikareisende, jetzige Reichskommissar Wißmann, befand sich vor einigen Jahren im Herzen des Weltteils, wenige Grade vom Äquator entfernt. Es war eine Gegend von besonderer Schönheit und Fruchtbarkeit, mit Wäldern und Flüssen und großen wohlbevölkerten Ortschaften. Die Einwohner waren ein ruhiges und friedliches Volk, das in schlichter Einfalt dahinlebte und glücklich war. Seit vielen Menschenaltern hatte es das Land inne; die Leute bauten ihre Gärten und verstanden sich auf allerlei Gewerbe: Rindentuch, Töpferwaren, Eisenbearbeitung und Holzschnitzerei. Kein Araber, kein Sklavenjäger hatte das Land noch ausfindig gemacht; kein Knall eines Schießgewehres war je dort gehört worden. Als der Reisende aber unter den Palmbäumen in die freundlichen Gesichter der Leute schaute, die herbeiliefen, um den weißen Mann zu sehen, beschlich ein großes Mitleid sein Herz bei dem Gedanken, auch dieses Arkadien wird zerstört werden. Er wußte, was in angrenzenden Gegenden geschehen war, was alle Tage in

Afrika geschieht: dasselbe jammervolle Geschick wird auch dieses Land ereilen.

Und es war so, die Folge erfüllte seine Vorahnung nur allzubald. Vier Jahre verstrichen, da führte derselbe Reisende seine Karawane abermals durch jene friedliche Waldschönheit. „Als wir den Ortschaften näher kamen, wunderten wir uns, daß niemand sich blicken ließ, uns zu bewillkommen, kein froher Ruf ertönte. Wir betraten den tiefen Schatten der mächtigen Palmen; zur rechten und zur linken waren die Aushaue, wo unsere Freunde gewohnt hatten; hohes Gras hatte überwuchert, was uns früher das Herz erfreute. Die Ernten waren zerstört, alles in eine Wüste verwandelt. Todesstille herrschte, die hohen Palmen neigten ihre Häupter leise. Wir suchten vergeblich nach den friedlichen Hütten, den Heimstätten des Glücks. Ein verkohlter Pfahl hier und dort, ein paar Bananenbäume war alles, was noch davon zeugte, daß Menschen hier gewohnt hatten. Bleichende Schädel am Weg und an Stangen geklammerte Knochenhände sagten uns, was geschehen ist, seit wir hier waren." Ein paar arme Flüchtlinge ergänzten dieses traurige Bild. „Männer in langen weißen Hemden und mit umwickelten Köpfen (die Araber) kamen mit ihrem Häuptling, der Tippu Tip hieß. Er kam zuerst nur als Händler, dann raubte er die Weiber und führte sie davon. Wer sich widersetzte, wurde zusammengehauen oder niedergeschossen; die meisten der Eingebornen flüchteten sich in die Schluchten und Wälder. Die Araber behaupteten den Ort, so lange eine Möglichkeit vorhanden war, Jagd auf die Flüchtlinge im Wald zu machen und sie

wegzufangen. Sie verwüsteten die Gegend, zerstörten, was sie nicht brauchten und steckten in Brand, was sie konnten. Dann zogen sie weiter. Die überlebenden Flüchtlinge kehrten an ihren alten Wohnort zurück; sie versuchten die Felder wieder zu bauen und herzustellen, was möglich war. Nach drei Monaten erschienen Tippu Tips Horden aufs neue, dieselben Greuelthaten wiederholten sich und wiederholten sich zum drittenmal abermals nach drei Monaten. Hungersnot und unsägliches Elend war die Folge für das ganze Land der Beneki. Auf Hungersnot folgen in Afrika meist schwere Seuchen, besonders die Pocken. Man sagte mir, daß einige wenige Flüchtlinge nach dem Westen entkamen, jedenfalls nur in geringer Anzahl im Verhältnis zu den Tausenden, ja fast Millionen, die bei meinem ersten Besuch das Land bewohnten."

So lautete Hauptmann Wißmanns Bericht vor einer Versammlung in Köln im Oktober 1888, und fast jeder Reisende, der ins entlegenere innere Afrika eingedrungen ist, kann Ähnliches erzählen. Nachstehendes ist von einem andern Augenzeugen, Mr. Frederick Moir von der African Lakes Company; es bezieht sich auf einen ganz anderen Landstrich und ich erwähne diese Episode nicht sowohl, um ein weiteres nachdrückliches Beispiel von den Greueln der Sklavenjagden zu geben, sondern um des Arabers gewöhnliches Verfahren damit ins Licht zu setzen.

„Ungefähr sechs Stunden Wegs von unserer Niederlassung und während unseres Marsches vom Njassa nach dem Tanganjika war das fruchtbare Lofuthal der Schauplatz einer

schändlichen Sklavenjagd. Ein Araber namens Kabunda, der seit zehn Jahren dort seßhaft war, viele Häuser und Sklaven besaß, beschloß sein Elfenbein nach Zanzibar zu verbringen. In dieser Absicht fing er mit dem Häuptling Katimbwe Streit an und beraubte ihn all seines Viehs; dann veranstaltete er einen plötzlichen Überfall im ganzen Thal und Männer, Weiber, Kinder, so viel er ihrer habhaft werden konnte, wurden ergriffen und gefesselt. Die allerwenigsten nur enkamen ihm und seinen Spürhunden von Jägern. Eine Karawane wurde gebildet zum Marsch nach der Küste. Das lachende Thal aber, das bis dahin durch seine Fruchtbarkeit und den Fleiß seiner Bewohner als ‚der Garten des Tanganjika‘ bekannt war, lag verödet, ein weiteres Glied in der langen Kette wehklagender Wildnis, durch die wir gekommen waren.“ Solchergestalt ist die Einleitung; das wirkliche Elend beginnt mit dem Marsch nach der Küste. Ich führe dem Leser die Prozession vor, die einige Tage später an des genannten Berichterstatters Zelt vorüberzog: „Bei Trommel- und Pfeifenschall, um andere weniger wohltönende Instrumente nicht zu nennen, kamen zuerst bewaffnete Männer; sie warfen die Beine und schwangen ihre Gewehre, wie nur Araber es können. Ihnen folgte langsam und gemessen die Hauptfigur des Zugs, begleitet von seinem Bruder und anderen Großen; sein kostbar geschirrter Esel wurde nebenher geführt. Und wahrlich, kein größerer Gegensatz war denkbar, als zwischen diesem vornehmen, weißgekleideten Araber mit seinem goldgestickten Joho, seinem Säbel und Dolch mit silbernem Griff und seidenen Turban, und den

Jammerbildern von nackten menschlichen Wesen in einiger Entfernung hinter ihm, deren Hütten er zerstört hatte und die er um schnöden Gewinnes willen ihrer Heimat entriß. Hinter dem Araber und seinen Gefährten kamen lachend und schwatzend ihre Weiber und Dienerinnen mit den Lagergeräten und anderer Fahrnis ihrer Herren; darnach der allgemeine Troß, die Männer mit Flinten, Speeren und Äxten bewaffnet. Besonders in die Augen fallend unter den Lasten waren die vielen ‚Sklavenstöcke‘, gabelförmige Hölzer, für den Fall, daß die ‚Ware‘ widerspenstig würde; oder auch um andere einzuthun, die man etwa unterwegs noch fangen könnte. Zwischen den gemeinen Arabern und von ihnen bewacht schwankten die unglücklichen, überbürdeten, gefesselten Sklaven; die männlichen, die vielleicht noch den Mut gehabt hätten, ein Entkommen zu versuchen, wurden entweder je zwei und zwei in dem entsetzlichen ‚Gori‘, dem Sklavenstock, dahingetrieben, oder sie waren dutzendweise aneinandergekoppelt, jeder mit einem eisernen Halsring an eine gemeinsame Kette geschlossen; viele schienen jetzt schon unter ihrer Last zu erliegen und es war erst der Anfang des Marsches. Und die Weiber! Die bloße Erinnerung an die armen Geschöpfe bringt einem die Thränen in die Augen! Auch sie liefen an eisernen Ketten oder waren mit dicken Rindenseilen aneinandergebunden; und wie manche unter ihnen trug außer der Last von Korn oder Elfenbein ein kleines braunes Kindlein, das ihrem Mutterherzen so teuer war, wie des weißen Mannes Kinder ihm sind! Die doppelte Last war fast zu viel; aber sie suchten ihre Müdigkeit

zu verbergen und schleppten sich weiter; wußten sie doch, daß, wenn sie erlägen, nicht des Arabers Elfenbein, sondern das lebendige Kind ihnen entrissen und fortgeworfen werden würde zu langsamem Verschmachten oder den wilden Tieren zur Beute. Ein armes älteres Weib fiel mir besonders auf. Sie trug einen ziemlich großen Jungen, der hätte gehen sollen, dessen dünne Beine ihn aber nicht länger trugen, auch ihre Kraft schien am Erlöschen; es war die äußerste Anstrengung der Mutterliebe und alles umsonst! Ein paar Stunden später fand einer meiner Leute den Jungen am Weg, er war leicht wiederzuerkennen. Wir nahmen uns seiner an und pflegten ihn, aber seine Mutter konnte das nie erfahren. Schon jetzt, nach erst dreitägigem Abmarsch von Liendwe, war der Tod geschäftig unter den Gefangenen. Wohl ihnen! Aber unsere Herzen erschauderten dennoch, als wir in der Dunkelheit das Geheul der Hyänen hörten, die der Spur der Karawane folgten."

Nach den Berechnungen der meisten Reisenden beträgt die Sterblichkeit während des Sklavenmarsches vom Innern bis zur Küste fünfzig Prozent. Es kann manchmal weniger sein, oft ist's mehr; es kommt dabei aufs Klima an, auf die Gegend, die durchzogen werden muß, und besonders auch auf die beabsichtigte Verwendung der Sklaven, wenn sie ihre Bestimmung erreicht haben. In manchen Karawanen werden die wohlgewachsenen Männer am meisten berücksichtigt und demgemäß am besten behandelt; die weniger wertvollen mögen sehen, wie sie durchkommen, oder sterben, wenn sie ihre Last nicht länger schleppen können. In andern

sind's die Weiber und Kinder, die geschont werden; die Männer werden dann oft erschossen oder man läßt sie entrinnen, wenn man sie nicht mehr braucht. Sei dem, wie ihm wolle, so ist die Einbuße an Menschenleben durch Grausamkeit, Hunger, Übermüdung und Totschlag so groß, daß schon hierin eine fürchterliche Anklage gegen den Sklavenhandel liegt. Wer irgend weiß, wie wenig ein Menschenleben bei unzivilisierten Völkern gilt, wird die Berichte von Reisenden in dieser Hinsicht nicht in Zweifel ziehen, mögen sie noch so haarsträubend lauten; wer weiß, was die Araber für Herzen haben, wird nicht auf den Verdacht geraten, daß es sich um eine rhetorische Übertreibung handelt, wenn ich aus einer unlängst von Kardinal Lavigerie gehaltenen Rede folgendes wiederhole:

„Solchen Männern, die Kraft verraten und deren Entkommen zu fürchten wäre, werden die Hände gebunden, oft auch die Füße in einer Weise, die das Gehen zur Qual macht. Um den Nacken wird ihnen ein Joch gelegt, das mehrere aneinanderkoppelt. Der Marsch dauert den ganzen Tag; erst die einbrechende Nacht bringt Rast, und ein paar Handvoll rohe Hirse werden dann unter die Gefangenen verteilt, ihre einzige Nahrung. Am andern Morgen müssen sie weiter und schon nach wenigen Tagen sind die Folgen von Übermüdung, Entbehrung und Leiden aller Art ersichtlich. Die Weiber und älteren Männer ermatten zuerst. Und um diese jammervolle Menge menschlicher Wesen durch ein Beispiel des Schreckens weiterzuhetzen, treten ihre Treiber mit einem Prügel — es erspart Pulver — unter sie und

versetzen den Elendesten einen mächtigen Schlag ins Genick. Die Opfer stoßen einen Schrei aus und stürzen in Todeszuckungen zu Boden. Das Entsetzen, die Angst wirkt belebend, die armen Sklaven sind bereit zum Weitermarsch. Selbst die Schwachen finden neue Kraft; so oft aber einer erliegen will, wiederholt sich das fürchterliche Schauspiel. Beim jeweiligen Erreichen der nächtlichen Lagerstätte nach wenigen Tagen einer solchen Schreckensexistenz wartet ihrer ein nicht minder gräßlicher Auftritt. Die Händler mit Menschenware haben einen erfahrenen Blick und wissen mit Sicherheit zu beurteilen, wie viel ihre Opfer aushalten können; ihre Augen gleiten über die Reihen, sie machen die ausfindig, deren Maß von Ermüdung fast voll ist, und um die ärmliche Nahrung nicht nutzlos zu verabreichen, treten sie hinter die unglücklichen Geschöpfe und entledigen sich ihrer mit einem einzigen Schlag. Die Leichen bleiben am Boden liegen, wenn sie nicht etwa an den Ästen der nächsten Bäume aufgehängt werden, und neben den Erschlagenen müssen die anderen essen und schlafen. Welch ein Schlaf! Unter den Negerknaben, die wir dieser Hölle entrissen haben, um ihnen die Freiheit wiederzuschenken, kam es oft vor, daß sie noch lang nachher nachts mit Angstgeschrei von ihrem Lager auffuhren; sie durchlebten die blutigen Greuel aufs neue in ihren Träumen. Das ist der Sklavenmarsch. Und er dauert oft monatelang, wenn die Karawane weither kommt! Ihre Zahl nimmt täglich ab. Diejenigen unter den Gequälten, die, durch Grausamkeit zum äußersten gebracht, einen Versuch machen sich zu widersetzen oder zu entfliehen, werden

von den grimmigen Treibern mit dem Schwert niedergehauen und ihre durchs Joch aneinandergefesselten Leichen bleiben am Wege liegen. Es ist keine Übertreibung, wenn gesagt worden ist, daß einem in Innerafrika verirrten Reisenden die bleichenden Gebeine längs der Sklavenrouten als Wegweiser nach der Küste dienen können."

Kardinal Lavigerie giebt uns diese Bilder nicht aus Wohlgefallen an grauenerregender Schilderung; er ist Erzbischof von Algier und kennt Afrika aus eigener Erfahrung. Er ist römischer Primas von Afrika und als solcher in fortwährender Verbindung mit den Missionen seiner Kirche in den Gegenden der Sahara, am oberen Kongo und an den großen Seen vom Süden des Tanganjika bis zu den Quellen des Nils. Er sagt weiter: „Unsere Missionare am Tanganjika berichten uns, daß kein Tag vergeht, an dem sie nicht Karawanen vorüberziehen sehen, Sklaven, die weither aus dem Innern gebracht werden, um Elfenbein zu schleppen, oder die wie Vieh von einem Markt zum andern getrieben werden. Nirgendwo in der weiten Welt, nirgends in der Geschichte hören wir von solcher Hinschlächterei, solcher Nichtachtung von Menschenleben. Millionen unserer schwarzen Mitbrüder sind im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre auf diese Weise gemordet worden, die Zahl nimmt täglich zu; und auf den großen Hochebenen des Innern übersteigen die Berechnungen unserer Missionare diejenigen, die Cameron von den Opfern des Sklavenhandels am Zambesi und am Njassa aufstellt." Man sollte es nicht für möglich halten, daß Camerons Zahlen noch zu überbieten wären! „Alle

Minuten", berichtete dieser Afrikareisende im vorigen Sommer in einer Zeitschrift, „wird ein neues Opfer von den Sklavenjägern ergriffen; allstündlich werden ihrer mehr als fünfzig ums Leben gebracht oder ihrer Heimat entrissen; und während dieses Monats August, in dem ich dies schreibe, werden etwa fünfundvierzigtausend neue Opfer der Zahl derjenigen hinzugethan, deren Blut zu uns um Rache schreit, ja um Schutz für ihre Brüder vor den verruchtesten Bösewichtern auf der Welt."

Gern würde ich dem Leser die schmerzliche Notwendigkeit weiterer Bekanntschaft mit den Thatsachen des Sklavenhandels ersparen, aber ehe ich dieses Zeugenverhör zum Abschluß bringe, muß ich noch ein ebenso ausführliches als düsteres Bild aus Stanleys Buch über den Kongo aufrollen. Es sind die Zeugen und nicht der Anwalt, die diese Frage, diesen Kriminalfall für den Leser ins rechte Licht rücken können. Der Wert der Aussage eines Stanley entschuldigt wohl hinreichend die Länge des nachstehenden Auszugs:

„Unser Führer, Yumbila, wurde beauftragt die Leute zu fragen, wie dieses traurige Schauspiel zu erklären sei, worauf ein alter Mann vor uns hintrat und mit großem Redefluß sein Herz voll Jammer und Weh ausschüttete. Er erzählte von einem plötzlichen und unerwarteten Überfall des Dorfes, von einer brüllenden Horde, die eines Nachts mit mörderischem Gewehrfeuer die Einwohner betäubt hatte und alle niederschoß, die aus den brennenden Hütten in die schauerliche Beleuchtung der Flammen stürzten. Nicht ein Drittel der Männer entkam; die Mehrzahl der Frauen und

Kinder wurde gefangen und fortgeschleppt, wohin, wußten sie nicht. Wir machten ausfindig, daß diese Räuber und Mörder — was sind sie anders, wenn man der Wahrheit die Ehre geben soll? — unter mehreren Anführern, von welchen Karema und Kibunga die hauptsächlichsten waren, vor sechzehn Monaten von Wane-Kirundu, etwa fünfundvierzig Kilometer unterhalb Vinja-Njara, aufgebrochen waren. Seit elf Monaten hatten sie auf dem linken Ufer des Kongo, zwischen diesem und dem Lubiranzi der Sklavenjagd mit Erfolg obgelegen und wollten nun dasselbe schändliche Handwerk zwischen Biyerre und Wane-Kirundu betreiben. Ein Blick auf die Karte zeigt mir, daß die angegebenen Grenzen zu beiden Seiten des Kongo ein Gebiet umschließen, das größer ist als Irland und etwa eine Million Einwohner hat. Als die Bande von Kirundu auszog, zählte sie etwa dreihundert bewaffnete Männer; sie trugen Steinschloßgewehre und doppelläufige Perkussionsflinten, auch etliche Hinterlader. Der ihnen folgende Troß von Dienstsklaven und Weibern vermehrte ihre Zahl wohl aufs doppelte. Innerhalb einer Umzäunung erblickten wir niedere Hütten, bloße Sonnendächer, die viele Reihen hintereinander etwa hundert Meter weit vom Lehmufer des Flusses anstiegen; die Länge des Lagers betrug vielleicht dreihundert Meter. Am Landungsplatz unten lagen vierundfünfzig lange Kähne von sehr verschiedener Größe; sie mochten je zehn bis hundert Menschen fassen. Der erste allgemeine Eindruck sagt dem Beschauer, daß dieses Lager viel zu vollgepfropft ist für die Behaglichkeit des einzelnen. Da erblickt man Reihe um Reihe nackter

Schwarzer, zwischen denen die weißen Gewänder ihrer Räuber grell hervorleuchten, Reihen und Gruppen nackter Gestalten, manche stehen aufrecht, andere bewegen sich schwerfällig umher. Unter den Sonnendächern sieht man nackte Leiber in allen Lagen, unzählige nackte ausgestreckte Beine, eine lange Vista erschöpfter Schläfer; da sieht man nackte Kinder die Menge, vielfach ganz kleine Knäblein und Mägdlein, oder auch einen Trupp vollständig unbekleideter alter Weiber, die unter einer schweren Last von Brennholz, Maniokwurzeln oder Bananen seufzen und von etlichen bewaffneten Unholden durchs Lager getrieben werden. Und wenn ich nun die einzelnen näher betrachte, sehe ich, daß die meisten gefesselt sind. Die jungen Bursche haben eiserne Ringe um den Hals, durch welche eine Kette von der Dicke unsrer Bootankerketten gezogen ist; je zwanzig sind auf diese Weise aneinandergefesselt. Kinder, die über zehn Jahre alt sind, tragen kupferne Beinringe, ein Mittelring fesselt die Beine aneinander; kein Wunder, daß mir beim ersten Anblick der Gefangenen ihre schwerfällige Bewegung auffiel. Die Frauen tragen kürzere Ketten; ihre Kindlein, die sie an sich drücken, verbergen zum Teil das Eisenwerk, das, ein grausamer Schmuck, über Nacken und Brust der Mütter fällt. Kein einziger erwachsener Mann ist unter den Gefangenen. Die Sklavenhändler geben zu, daß sie im ganzen nicht über zweitausenddreihundert Sklaven in dieser Hürde haben, und doch haben sie die Länge und Breite eines Landes größer als Irland mit Feuer und Blutvergießen erfüllt. Auf beiden Ufern sind hundertundachtzehn Dörfer und dreiundvierzig

Stammgebiete verwüstet worden mit einem armseligen Nettoergebnis von zweitausenddreihundert Weibern und Kindern und etwa zweitausend Elefantenzähnen. Die große Anzahl von Speeren, Schwertern, Bogen und Köchern voll Pfeile läßt schließen, wie viele Männer gefallen sind. Nimmt man nun an, daß die hundertundachtzehn Dörfer etwa je tausend Einwohner hatten, so bleibt ein Sklavengewinn von zwei Prozent; bis die armen Gefangenen aber all die Zufälligkeiten des Flußtransports nach Kirundu und Njangwe, all die Grausamkeiten des Lagerlebens durchgemacht haben, wozu noch die Pocken und andere vom Elend erzeugte Krankheiten zu rechnen sind, wird kaum e i n Prozent übrig bleiben als Reingewinn des blutigen Unternehmens. Die Händler sagen mir übrigens, daß die Transporte von Sklaven aus dieser Umgegend, die bereits in Njangwe angelangt sind, der gegenwärtigen Karawane an Zahl gleichkamen. Fünf solcher Züge haben ihre Beute an Elfenbein und Sklaven dort abgeliefert und diese fünffache Ausfuhr hat einen weiten Länderstrich wie den oben bezeichneten vollständig verödet. Wenn nun jeder Transport so erfolgreich war wie der gegenwärtige, dann haben die Sklavenhändler das Glück gehabt, fünftausend Weiber und Kinder nach Njangwe, Kirundu und Vibondo oberhalb der Stanleyfälle zu verbringen. Fünftausend auf eine Million Einwohner sind aber nur ein halbes Prozent — fünf Sklaven aufs Tausend — ein erbärmlicher Profit angesichts der enormen Hinopferung von Menschenleben! Wir haben angenommen, daß die Zahl der Sklaven sich ursprünglich auf etwa zehntausend belief. Jenes Ergebnis

von zweitausenddreihundert Sklaven aus hundertundachtzehn Dörfern läßt schließen, daß in runder Anzahl vielleicht zweitausendfünfhundert Menschen erschossen worden sind, während eintausenddreihundert durch ungenügende Nahrung und den namenlosen Jammer ihrer hoffnungslosen Lage unterwegs umkamen. Wie viele in den Wäldern an erhaltenen Wunden oder im bittern Übermaß ihres Elendes hinsterben, wissen wir nicht zu sagen; aber wenn unsere Berechnung nicht ganz unzuverlässig ist, dann liefert solch ein verwüsteter Landstrich nur eben fünftausend Sklaven auf Kosten von dreiunddreißigtausend Menschenleben.

„Und was für Sklaven! Es sind Weiber, es sind Kinder, die sich nicht flüchten können, oder die noch so klein sind, daß nicht einmal die Schrecken ihrer Gefangenschaft viel Eindruck auf sie machen; aber selbst das kleinste dieser Kinder hat das Leben seines Vaters und vielleicht seiner drei großen Brüder und ebenso vieler erwachsenen Schwestern gekostet. Eine ganze Familie von sechs, sieben Seelen ist hingeschlachtet worden um dieses kleinen, schwachen, unnützen Geschöpfes willen! Solcherart sind meine Gedanken beim Anblick des entsetzlichen Schauspiels. Das Geklirr der Fesseln und Ketten erreicht unaufhörlich mein Ohr, und mein Auge sieht unaufhörlich das Aufheben von Händen, die den Druck des Halsringes zu lindern versuchen oder eine Schelle abschütteln möchten, die durch ihr Gewicht oder schlechten Schluß die Haut schürft. Die üble Ausdünstung dieser zusammengekoppelten Menschenherde beleidigt meine Geruchsnerven,

anderen Ekels in diesem der Reinlichkeit entzogenen Luftkreis nicht zu gedenken; was sollten arme Menschen, die zwanzigweise aneinandergeschmiedet sind, auch anderes thun können, als sich in ihrem Schmutze wälzen? Nur die alten Weiber werden aus dem Lager geführt, denn sie müssen Nahrung herbeischleppen; sie graben die Maniokwurzeln aus und suchen Bananen, während ihre Wächter mit der Flinte in der Hand dabeistehen, damit nicht etwa ein rachsüchtiger Eingeborner sich blicken lasse. Viel Nahrung wird auf diese Weise nicht aufgetrieben; was gefunden wird, wird diesem oder jenem gefesselten Trupp vorgeworfen, und wie die Tiere fallen die Hungernden darüber her. Viele dieser Ärmsten tragen ihre Ketten schon seit Monaten; man kann ihnen längst alle Rippen zählen, die Knochen treten immer mehr hervor und die Haut hängt nur noch in Falten und Runzeln um den schlechtgenährten Leib."

Es ist genug. Unsere Herzen erbeben ob solchem Wehgeschrei. Die Zeugen mögen abtreten. Soll der Rauch dieser Qual immerdar aufsteigen? Ist kein Ende vorhanden? Nicht klar genug kann es ausgesprochen werden, daß diese blutigen Verbrechen, diese Werke der Finsternis keine vereinzelten Thatsachen, kein zeitweiliges Unglück, keine vorübergehenden Zufälligkeiten des Barbarentums sind. Es sind Beispiele eines hergebrachten, andauernden, durch den ganzen Weltteil verbreiteten raffinierten Systems. Es soll nur ja niemand wähnen, daß die beschriebenen Greuel überstanden sind, daß der Tag dieser Qual auf der Neige ist; diese Greuel, diese Qualen ereignen sich jetzt. Von Nachlassen, von Besser-

werden ist keine Rede. Im Gegenteil, der Sklavenhandel nimmt zu. Weder die mildernde Zeit, noch die bessernde Kultur, noch das heilende Christentum hat ihn auch nur mit einem Finger berührt. Das ist noch das Entsetzlichste an der ganzen entsetzlichen Thatsächlichkeit der Sklaverei. Es widerspricht so dem Gefühl, daß man's gern bezweifelte; man hat es auch eine Zeit lang zu widerlegen gesucht, aber es ist eine von der englischen Regierung jetzt anerkannte Thatsache. Ein vor kurzem veröffentlichtes Blaubuch bringt den Bericht des britischen Konsuls von der Somaliküste: „Der Sklavenhandel ist in letzter Zeit sehr lebhaft gewesen. Kapitän Gissing hat am 16. September (1888) drei Dhaus aufgegriffen und zweihundertundvier Sklaven nach Aden gebracht.“ Der Konsul von Zanzibar schreibt im September 1888 an den Marquis von Salisbury: „Der Sklavenhandel ist unter dem Schutze der französischen Flagge in unverkennbarem Zunehmen begriffen“, und der Berichterstatter fügt hinzu, daß Dhaus, welche die französische Flagge führen, einen emsigen und regelmäßigen Sklaventransport nach den Komoreninseln, nach Majotta und Madagaskar unterhalten. Im Juni 1888 schrieb Brigadegeneral Hogg von Aden an die Regierung in Bombay: „Ich habe die Ehre, der Regierung anzuzeigen, daß Berichte von der Lebhaftigkeit des Sklavenhandels in der Gegend des Meerbusens von Tajourra mir wiederholt zu Ohren kommen, und ich erachte es als meine Pflicht, die Regierung hiervon in Kenntnis zu setzen, damit die rätlichen Schritte in Erwägung gezogen werden.“ Ebenso finden wir, daß Konsul O'Neill von der Mozambiqueküste an den Mar=

quis von Salisbury schreibt: „Ich habe die Ehre, mit Bedauern der Ansicht beizutreten, daß der afrikanische Sklavenhandel einen neuen Aufschwung erhalten hat und demgemäß mit bedeutend verstärkter Energie betrieben wird. Die Berichte, die mir aus dem Innern zukommen, bestätigen dies." Ja selbst die portugiesische Verwaltung jenes Küstenstrichs hält diese Ansicht aufrecht; der Kommandant des kürzlich errichteten militärischen Postens Mji Mkwali meldet in seinem monatlichen Bericht über die Zustände der Kolonie (und zwar setzt er seinen Satz getrost unter die Rubrik „Handel"!): „Nur in Sklaven lassen sich gegenwärtig gute Geschäfte machen."

Die Ursache dieser vermehrten Lebhaftigkeit des Sklavenhandels ist nicht weit zu suchen. Es ist die normale Ausbreitung eines lukrativen Unternehmens. Immer mehr Araber widmen sich diesem Geschäft. Immer mehr Kapital findet darin eine profitable Anlage, denn der Araber begnügt sich nie mit einer oder zwei guten Spekulationen; mit dem Reingewinn seiner ersten kleinen Karawane stattet er eine größere aus. Seine fliegenden Kolonnen werden im Lauf der Jahre immer mächtiger, und ungestraft kann er jetzt Angriffe wagen, die er sich früher nicht getraut hätte. Früher hat er mit den größeren Völkerschaften im Innern Bündnisse abgeschlossen, hat Handel mit ihnen getrieben; jetzt vernichtet er sie und schleppt ganze Stämme in die Sklaverei; und je reicher er wird, je besser er sich mit Waffen ausstatten kann, desto tiefer dringt er ins Innere ein. An geeigneten Punkten errichtet er Stationen, die ihm als Handelsfilialen dienen.

Früher wagte sich kein Araber weit über den Küstenstrich hinaus, jetzt hat er seine Schreckensherrschaft fast über den ganzen Weltteil aufgerichtet; und wenn er eine Gegend ganz abgeerntet hat, dann sucht er Sklaven und Elfenbein in einer andern. Eine Heimstätte nach der andern legt er in Trümmer, eine Gegend nach der andern zerstört er, ein Gemeinwesen nach dem andern wird vernichtet und ganze Völker werden hingemäht wie Gras. Sind dies die Zustände von Innerafrika, wie will man da auch nur träumen, daß das Land der Kultur erschlossen werden könne, ehe dieser Menschenschlächterei gesteuert worden ist? Heißt es nicht des Elends spotten, wenn man von Kultur nur redet? Wo sollte den afrikanischen Völkern auch nur der Mut herkommen, sich zivilisieren zu lassen? Erfreuen sie sich des Gedeihens, dann sind sie Zielpunkte der Habsucht und zum Verderben ausersehen; sind sie hilflos und arm, dann sind sie die Beute des ersten Arabers, der mit seiner mörderischen Bande des Weges kommt.

Wohin aber werden alle die Sklaven geschleppt, was ist ihre Bestimmung, wo braucht man sie? Diese Fragen werden an uns gerichtet, sobald die Teilnahme von Lesern und Hörern erregt ist. Die Antwort ist nicht ganz leicht, nicht mit kurzen Worten zusammenzufassen. Viele, sehr viele werden als bloße Lasttiere verbraucht; sie erreichen ihre Bestimmung gar nicht. Die große Sterblichkeit in den Sklavenkarawanen ist bereits erwähnt worden. Für jeden Sklaven aber, der unterwegs liegen bleibt, muß ein anderer vom nächsten besten Stamm seine Last weitertragen. Gelingt es

einem zu entkommen, so wird er auf dieselbe Weise ersetzt. Wenn die Stämme, durch deren Gebiet die Karawane zieht, auf diese Weise um ihre eigenen Dienstsklaven kommen, dann müssen sie sich von weiterher wieder andere verschaffen, und so bedingt ein Sklavenzug einen fortwährenden Kreislauf der Menschenware. Ferner sind die Dienstsklaven der Küstenländer seit langer Zeit schiffladungsweise aus den verschiedenen Häfen ausgeführt worden; großen Ländereien wurde damit ihre Arbeitskraft entzogen, welche stets durch Karawanen aus dem Innern wieder ersetzt werden mußte. Dienstsklaven sind bei den Küstenstämmen bis jetzt eine Notwendigkeit zur Haus- und Feldarbeit; und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Sklavenbedarf in den Küstenländern in letzter Zeit ein großer war, da eine große Ausfuhr von dort stattgefunden hat.

Außerdem ist es ein offenes Geheimnis, daß in verschiedenen Teilen Afrikas, wie auf manchen afrikanischen Inseln ein lebhafter Sklavenmarkt betrieben wird. Die großen Plantagen auf der Insel Pemba an der Zanzibarküste zum Beispiel werden nur mit Sklavenarbeit unterhalten. Sowohl die Art der Arbeit als das tödliche Klima bedingt hier eine enorme Sterblichkeit, und ein blühender Handel mit der Küste muß für die fast täglichen Lücken aufkommen. Die Sklavenschiffer des Kanals von Mozambique finden stets Nachfrage auf den Komoreninseln und selbst auf Madagaskar. Abessinien hat viele Sklavenmärkte; die Sklaven werden über Land nach Roheita südlich von Assab-Bai transportiert und daselbst nächtlicherweile in Dhaus nach Jeddah, Hodeida und

anderen Orten in Arabien verschifft. Im Norden Afrikas finden wir, daß fast jede Stadt in Marokko ihren Sklavenmarkt hat. Bis vor wenig Jahren blühten solche Märkte in sämtlichen Gebieten der Mittelmeerküste, sie bestehen jetzt noch überall südlich von europäischen Grenzen. Mit einem Wort, fast jede mohammedanische Stadt in Afrika ist eine Empfangs- und Auslieferungsstätte für Sklaven.

Was geschieht nun, um diesem weitverbreiteten und immer noch zunehmenden Frevel entgegenzutreten? Daß ein so jammervoller, so herzzerreißender Notschrei in der zivilisierten Welt nicht ungehört verhallte, durfte man erwarten. Welcherart aber ist die Hilfe, die anfängt von dieser und jener Seite zu kommen? Denn aus den verschiedensten Sphären erklingt Teilnahme, ja leistungsfähige Teilnahme, und mancherorts steht man zum Kampf bereit. Es lassen sich vier Richtungen anführen, in welcher man des Übels Herr werden könnte: philantropische Bestrebungen, politischer Einfluß, militärische Gewalt und die Macht des Handels. Die Berührungspunkte dieser verschiedenen Richtungen zu gemeinsamen Interessen sind indessen so mannigfach, daß sie bei Erwägung ihrer Aussichten auf Erfolg kaum auseinanderzuhalten sind.

In der ersten Reihe derer, die wegen bereits unternommener Bekämpfung des Sklavenhandels rühmliche Erwähnung verdienen, steht die ehrwürdige und einflußreiche British and Foreign Anti-Slavery Society. Diese Gesellschaft verfolgt den einen Zweck, die öffentliche Aufmerksamkeit in allen Teilen der Welt immer wieder auf das große Übel der Sklaverei

zu lenken; durch öffentliche Versammlungen, durch Verbreitung von Schriften, durch den persönlichen Einfluß ihrer Mitglieder — es sind deren zwar wenige, aber die Sache liegt ihnen um so ernstlicher am Herzen — hat sie seit einer Reihe von Jahren die öffentliche Meinung und die Volksvertretung Englands für die große Aufgabe immer wieder erwärmt. Die von ihr herausgegebene Monatsschrift „Anti-Slavery Reporter“, von welcher der achte Band einer vierten Serie neben mir liegt, während ich dies schreibe — ein wahrer Schatz von sorgfältig geprüften Thatsachen — ist das klassische Organ der Sklavenfrage in ihren verschiedenen Gesichtspunkten. Der von der Gesellschaft vertretene Standpunkt ergiebt sich aus nachstehendem Paragraphen ihrer Verfassung: „daß so lange Sklaverei besteht, keine vernünftige Aussicht zur Vernichtung des Sklavenhandels, zur Unterdrückung des Unrechts vorhanden ist, das aus Menschen eine Ware macht; daß in der Unterdrückung der Sklaverei wie des Sklavenhandels diejenigen Mittel am wirksamsten sich erweisen werden, die moralischer, religiöser und friedlicher Natur sind; und daß die Gesellschaft, um ihre Zwecke zu verfolgen, nur solche Maßregeln ergreifen wird, die mit diesen Grundsätzen völlig übereinstimmen.“

Den beiden ersten Sätzen dieses Paragraphen werden wir in der Theorie beitreten; könnte das Institut der Sklaverei abgeschafft werden, dann würde der Menschenhandel von selbst aufhören. Wie aber könnte diese Abschaffung erreicht werden? Durch eine Deklaration, sagen manche,

der sämtliche europäische Mächte einschließlich der Türkei in internationaler Konferenz beizutreten hätten, durch eine allgemeine Verkündigung, daß das Institut Sklaverei nicht länger anerkannt wird, und daß deshalb jeder Versuch, Menschen als Ware auf den Markt zu bringen, als Kontrebande oder Menschenraub zu erklären und demgemäß zu bestrafen ist. Zu bestrafen, von wem? und was soll der Erklärung Nachdruck verleihen? Handelt es sich nicht um große Ländergebiete des dunklen Weltteils und würde der bloße Versuch, einer solchen Deklaration Geltung zu verschaffen, nicht gewaltsame Maßregeln, bis zu einem gewissen Grad wenigstens, voraussetzen? Nicht, daß der Versuch an sich nicht der Mühe wert wäre! Gute Folgen hier und dort könnten nicht ausbleiben. Sind doch selbst unter den europäischen Mächten solche, die nicht ganz rein sind vom Verdacht, dem Bestehen der Sklaverei unter dem Schutze ihrer eigenen Flagge Vorschub zu leisten oder diesem Bestehen gegenüber wenigstens ein Auge zuzudrücken. Die afrikanischen Stämme im allgemeinen haben keine Flagge im politischen Sinne, und wo eine europäische Macht ihr Banner über das Gebiet eines Stammes gebreitet hat, ist ihre Existenz in den meisten Fällen noch viel zu prekär, um irgendwelchen ernstlichen Versuch zu wagen, eine so alte Einrichtung wie zum Beispiel die Dienstsklaverei auszurotten. Daß die Abschaffung des Instituts Sklaverei jenen von der Gesellschaft empfohlenen Mitteln eine mächtige Förderung wäre, steht außer Zweifel; und daß diese Mittel mit der Zeit jene Abschaffung herbeizuführen imstande sind, kann nie=

mand in Frage ziehen, der aus der Geschichte weiß, auf welche Art und Weise das Christentum arbeitet. Aber mittlerweile? Sollen wir ruhig zusehen, keine Möglichkeit ergreifen, die sich uns bietet, mit entschiedenem und vielleicht entscheidendem Handeln dem Übel da und dort entgegenzutreten? Wenn die Ereignisse drängen, sollen wir uns nicht drängen lassen? Wenn günstige Gelegenheit vorhanden ist, dem verabscheuungswürdigen Handel einen Schlag zu versetzen, dem gewissenlosen Händler seine „Ware“ zu entreißen, sollen wir die Hilfsmittel und selbst die Streitmittel der Zivilisation nicht ins Feld führen? Der auf frischer That ergriffene Sklavenhändler wird nicht durch bloß moralische Mittel von der Strafbarkeit seines Vergehens überzeugt; die nachdrücklichere Macht muß ihm wenigstens gezeigt und, wenn nötig, auch angewandt werden können. Die Anti-Slavery Society selbst würde Bestrafung vor einem rechtmäßigen Gerichtshof nach vorausgegangener Ungesetzlichkeitserklärung der Sklaverei billigen; solange ein solcher Gerichtshof aber nicht existiert, muß die Gerechtigkeit auf anderem Wege gehandhabt, ja ein Weg erst gebahnt werden für die friedlicheren und wohlthätigen Einflüsse dauernder Art, welche die Gesellschaft mit Recht empfiehlt.

In allerjüngster Zeit ist im Herzen eines der hoffnungsvollsten Gebiete Afrikas, am Nordende des Njassasees, ein neuer Mittelpunkt des Sklavenhandels errichtet worden. Nach jahrelanger Arbeit, die manch treuem Gehilfen das Leben gekostet hat, von pekuniärer Hingabe nicht zu reden, war dort ein schöner Anfang gemacht worden, Kultur und

Christentum fingen an zu erblühen. Nun ist alles wieder brach gelegt, gelähmt, verstört, und ehe die eingedrungenen Araber nicht aus ihrer Verschanzung vertrieben sind, ist an weitern Fortschritt dort gar nicht zu denken. Die Existenz der Stämme selbst, unter denen mit so erfreulichem Erfolg gearbeitet worden, ist ernstlich bedroht, und die mit den Verhältnissen an Ort und Stelle persönlich Vertrauten sehen keinen andern Ausweg, als gegen alle ihre bisherigen Grundsätze und persönliche Neigung laut um Waffenhilfe zu rufen. Ihr Ruf ist auch gehört worden, ein Njassa-Verteidigungsfonds wird zur Zeit in Schottland gesammelt, um in diesem besonderen Falle handelnd einzuschreiten.

Soviel ist klar, daß wenn etwas Ernstliches in der angedeuteten Richtung erreicht werden soll, die Mittel zum Zwecke nicht bloß lokaler oder zeitweiliger Art sein dürfen, kein vereinzelter guter Wille, kein Strohfeuer erregter Teilnahme genügt hier, es bedarf einer wohlorganisierten Thätigkeit, eines Netzes, das den ganzen Weltteil umspinnt. Es kann daher nicht wundernehmen, daß weitgehende Entwürfe auftauchen. Die bis jetzt gemachten Vorschläge bewegen sich im allgemeinen auf einer und derselben Grundlage: bewaffnete Dampfer auf den großen Binnenmeeren mit Sammelstellen streitbarer Mannschaft in geeigneten Zwischenräumen, welche als eine Art Schutzpatrouille thätig werden müßte. Wenn solche Pläne aber auf mehr als bloßes Kinderspiel hinauslaufen sollen, dann müssen sie einen internationalen Charakter annehmen, und alle, die in Afrika Fuß gefaßt haben, müssen

sich zusammenschließen zu gemeinsamem Thun; das ist die erste Bedingung des Erfolges.

Es ist eine zwiefache Hoffnung vorhanden, daß ein derartiges Unternehmen zustande komme. Wir erblicken sie erstens in der Thatsache, daß durch ganz Europa hin Gesellschaften sich bilden, welche die Unterdrückung der Sklaverei ins Auge fassen. Es ist hauptsächlich ein Ergebnis des von Kardinal Lavigerie gepredigten Kreuzzugs, daß in Deutschland, Frankreich und Belgien solche Gesellschaften zusammengetreten sind und daß in Italien, Spanien und anderen Ländern Europas derartige Gesellschaften folgen. Beträchtliche Summen fließen ihren Schatzmeistern zu; Papst Leo XIII. ist durch eine Schenkung von 300 000 Francs mit gutem Beispiel vorangegangen. Was diese verschiedenen Gesellschaften unternehmen oder erreichen werden, bleibt abzuwarten, aber die bloße Thatsache, daß ein so weit verbreitetes und zum Handeln bereites Interesse geweckt werden konnte, ist ein wichtiger Faktor in der Lösung der vorliegenden Frage.

Wir erblicken solche Hoffnung zweitens in der Unterstützung der Antisklaverei-Politik durch den deutschen Reichstag und in Deutschlands Vorgehen in Gemeinschaft mit England in der Zanzibarblockade. Deutschland hat eine große und hochwichtige Zukunft in direkter Verbindung mit der uns beschäftigenden Frage. Weite Strecken Afrikas sind jetzt schon unter deutschem Schutz, und wenn Deutschland seinen hohen Beruf in Afrika richtig erkennt, dann werden die guten Folgen nicht lange auf sich warten lassen. Mittler-

weile sollte Deutschlands und Englands thätiges Eingreifen sich nicht auf die Küste beschränken; das ist nur die halbe Arbeit. Die Wurzel des Übels liegt im Innern. Im Innern muß des Arabers Macht gebrochen werden; und abgesehen von des Arabers Sklavenraub, dessen Hauptausflüsse in verschiedene Seehäfen münden, sind die Sklavenjagden in Kriegen der Häuptlinge untereinander, wie der stärkeren Stämme gegen die schwächeren, in manchen Gegenden kaum minder schlimm. Nirgends in Afrika herrscht wirkliche Sicherheit für Leib und Leben oder Eigentum des Eingebornen; das ganze Land mit einem Wort bedarf der Verwaltung. Ein Unternehmen, das Afrikas dauerndes Wohl ins Auge faßt, muß daher das Innere zum unmittelbaren Zielpunkt seiner Bestrebungen machen und in Erwartung einer besseren Zeit durch kolonisierende und missionierende Einflüsse, die sich nur langsam in der Entwilderung des afrikanischen Volkes geltend machen können, erscheint eine über Innerafrika aufzurichtende Schutzmacht die vernünftigste Politik.

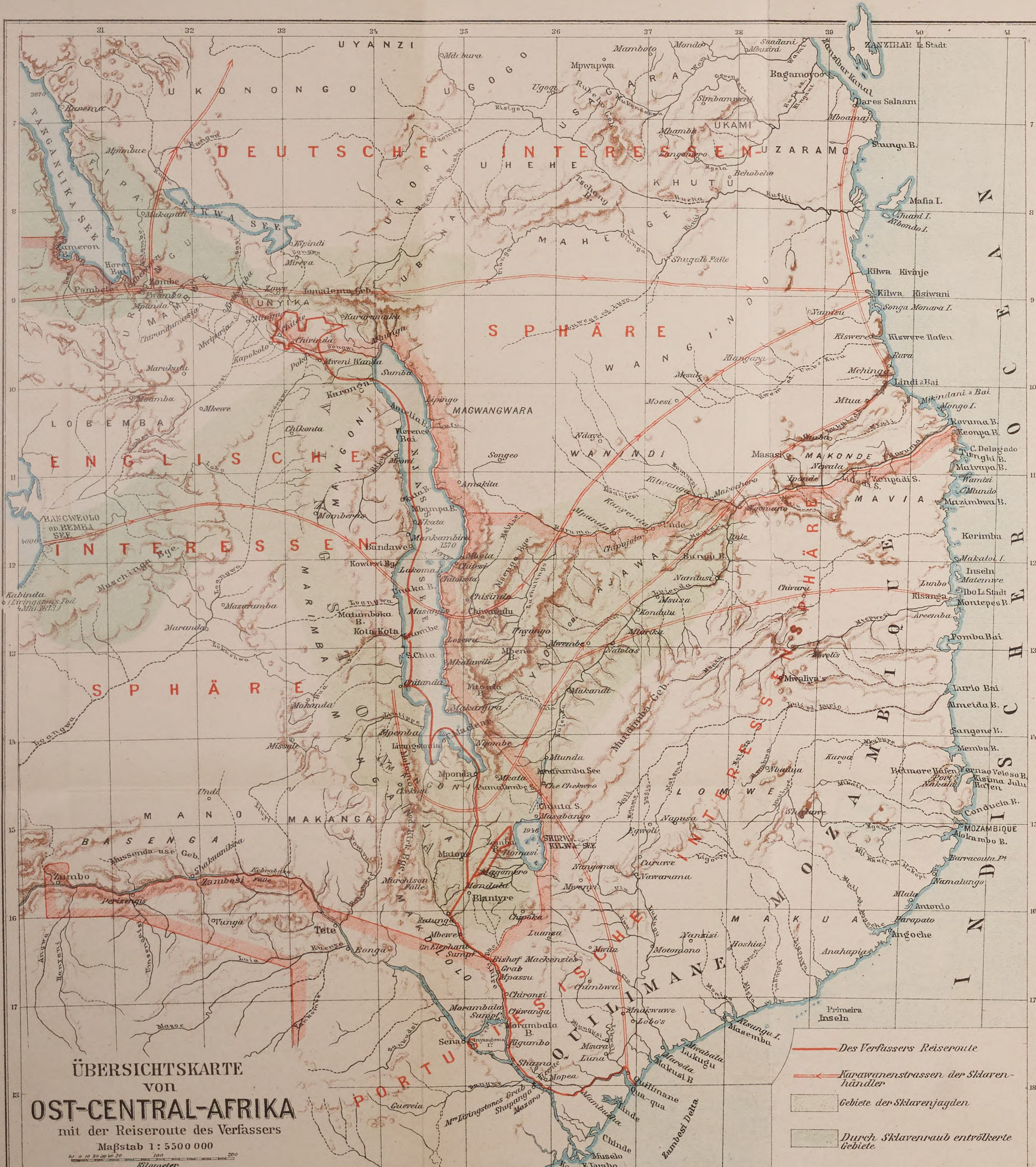
Wir meinen mehr eine politische Verwaltung als eine militärische. Eine internationale militärische Gewalt wäre sozusagen unausführbar in Afrika, aber das ist nicht der Grund, warum wir vor einer solchen warnen. Es wäre von der größten Wichtigkeit, die Afrikaner wie die Araber den Unterschied zwischen politischer Verwaltung und militärischer Gewalt erkennen zu lassen. Schutzbeamte sind keine eingedrungenen Feinde, Soldaten wären das mehr oder minder in Afrika, selbst wenn sie nur dazu da wären, die

Unterdrückten zu befreien. Die bewaffneten Schutzpatrouillen, die wir vorgeschlagen, wenn sie anders unter verständiger Leitung stünden und mit Geduld zuwerke gingen, könnten das Vertrauen der Stämme gewinnen; sie wären Wächter des Friedens. Das Allerschlimmste für Afrika, für die Abschaffung des Sklavenhandels, ja selbst für des Europäers Zukunft im Land wäre ein rein militärisches Zuwerkegehen mit Regimentern von Soldaten, vor denen die Furcht herzöge und der Haß hinter ihnen drein. Es wäre vielleicht das leichtere und verlockendere; es ist oft die wohlfeilste Glorie, welche blendet, und gewisse Erfolge ließen sich wohl erreichen. Hierin liegt die Versuchung des Mannes, der Macht gewinnt in Afrika. Aber keiner sollte dort Herr sein, der nicht erst das Schwerere gelernt hat, Herr seiner selbst zu sein, der nicht die Weisheit gelernt hat, die mit Geduld und Ruhe einem großen und vielleicht fernen Ziel entgegenarbeiten kann. Es giebt sensationelle Erfolge, die augenblickliche Linderung bringen könnten; aber nur der großmütigen, weitausblickenden, maßhaltenden Arbeit von Männern mit kühlem Kopf und warmem Herzen wird es gegeben sein, die Befreiung Afrikas herbeizuführen. Was wir demnach für Afrika beantragen, ist eine beschränkte Occupation, die allerbeschränkteste, aber rechter Art, durch Männer, die es verständen sich beliebt zu machen, die, wohin sie kämen, die Stämme für ihre Mission zu gewinnen wüßten und den Arabern zu verstehen gäben, daß ihre Anwesenheit den einzigen Zweck hat, ihnen die Hände zu binden. Was den eingebornen Stämmen fehlt, sind Führer

und Zufuhr von Kriegsbedarf; beides könnte ihnen von den in Vorschlag gebrachten Sammelstellen aus zuteil werden; aber wahrscheinlich würde schon die bloße Möglichkeit solcher Aushilfe wirklichen Krieg zu einer Seltenheit machen. Der beste und schönste Erfolg wäre voraussichtlich der, daß unter dem moralischen und physischen Beistand, den wir andeuten, die verschiedenen Privatunternehmungen — die wahren Retter Afrikas — kolonisierender, kommerzieller, zivilisierender und missionierender Art neu aufblühen und sich mit raschen Schritten ausbreiten würden, ja daß sie mit der Zeit selbst die bewaffnete Hilfe ersetzen könnten, ohne die sie jetzt nicht vorzugehen imstande sind. Diese friedlichen Unternehmungen sind es allein, von welchen wir das Heil Afrikas erwarten können; alles andere ist nur ein fürs nächste notwendiges Übel. Wo aber sind die Männer, welchen die Rettung Afrikas anvertraut werden kann, auserlesene Männer aus den verschiedenen Nationen, denen das Wohl Afrikas am Herzen liegt? Es könnten Soldaten sein und Nichtsoldaten; sie könnten besoldet sein oder als Freiwillige dienen. Giebt es keine jungen Leute, die ein gütiges oder ungütiges Geschick unabhängig ins Leben gestellt hat, sei's in pekuniärer Hinsicht, sei's in Freiheit von Familienbanden, die diesem schönen Berufe ein paar Jahre ihres kräftigeren Mannesalters widmen könnten? Könnten solche größeren Lohn haben, als das Bewußtsein, die gequälten Kinder Afrikas — es sind ja nur Kinder — von ihren Drängern zu befreien? Wir alle, ja die Nachwelt wird es beklagen, wenn Europa nicht Ernst macht, wenn die Völker der Christenheit nicht

zusammentreten, um im Namen der Humanität eine Schmach zu rächen, von der Land und Meer uns nicht trennen kann, und die bis jetzt erst etliche wenige Vorkämpfer zu helden=mütiger Hingabe vermocht hat.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.




ÜBERSICHTSKARTE
von
OST-CENTRAL-AFRIKA
mit der Reiseroute des Verfassers
Maßstab 1 : 5500000
Kilometer

Lithogr. Anst. v. Herm. Keil, Gotha.